

10 Die sieben Todsünden einer Guerrilla

1 Hybris | 2 Spektakulärer Mord | Gibraltar | Müdigkeit |
3 Fememord | Einer der Besten | Revolutionäre Justiz |
4 Opferheld sein | Zwei Leichname mit Märtyrer-Status |
5 Zyankali | Paco Uroondo | 6 Gleichgültigkeit |
7 Triumphalismus | Zum kurzen Ende

Todsünden führen meistens zum Untergang, nicht nur dem politischen, sondern auch dem moralischen. Es sind sieben, die, wie hier am Beispiel der »Montoneros« erläutert, das Schicksal einer modernen Guerrilla bestimmen.

Es sind dies die erste Sünde, die Hybris, der Faszination der Gewalt erliegen; die zweite Sünde, durch einen spektakulären Mord bekannt werden wollen – der Fall Aramburu; die dritte Sünde, der Fememord, durch die Ermordung eigener Genossen Angst verbreiten und Zusammenhalt schaffen; die vierte Sünde, sich als Opfer stilisieren und den Märtyrer-Status erreichen, wenn es zum positiven Helden nicht mehr reicht; die fünfte Sünde, durch Selbstopfer die Sekte erhalten und dazu durch die Einnahme des tödlichen Zyankali der Preisgabe von Informationen unter der Folter entkommen; die sechste Sünde, gleichgültig gegenüber den Opfern sein; und die siebte Sünde, der eigenen Propaganda erliegen.

Diese Sünden treten meistens gemeinsam auf, wenn auch in unterschiedlicher Verbindung und Bedeutung. Die Faszination der Gewalt bestimmt Denken und Handeln, deren Hybris, den Fememord, die Heldenverehrung und so weiter. Die Hybris bestimmt wiederum das Ausmaß der Faszination der Gewalt.

Die erste Todsünde: Hybris Hybris bezeichnet in der griechischen Antike die der menschlichen Existenz innewohnende Gefahr einer Selbstüberschätzung oder auch Größenwahn, der die Nemesis, die ausgleichende Gerechtigkeit, gegenübersteht. Ikarus, der mit seinen selbst gebauten Flügeln allen Warnungen zum Trotz zu nah an die Sonne heranflog, sodass sich seine geklebten Flügel auflösten und er ins Meer stürzte, ist ein zeitgenössisches warnendes Beispiel.

Davon lässt sich aber kein Revolutionär beeindrucken. Die Befreiungsbewegung will das Außergewöhnliche, den Sturz der Regierung sowie des politischen und des sozioökonomischen Systems. Es muss daher hinsichtlich des Handelns, des Denkens und der Propaganda radikal mit den Machtverhältnissen brechen. Was dabei auf der Tagesordnung steht, ist nicht weniger als die Neuerschaffung der Welt. Gott gleich zu sein ist der Anspruch, Hybris die entsprechende Haltung, Gewalt das Mittel, Held und Märtyrer die jeweilige Verkörperung dieser Sünden. Hybris ist diesen Aufgaben entsprechend die wichtigste Haltung, die auch in allen übrigen Haltungen in Erscheinung tritt. Sie alle zusammen bilden das Ethos der Befreiungsbewegung, unabhängig davon, ob es sich um eine gewaltsame Revolution wie die Lenins handelt oder um eine gemäßigttere wie die unter Beteiligung der Theologie der Befreiung in Nicaragua.

Begeistert können es die »Montoneros« als bewaffneter Arm des Peronismus nicht abwarten, in den Untergrund zu gehen. In ihrer Zeitschrift »Evita Montonera« werden Propagandameldungen veröffentlicht:

3. März, Santa Fé

Eine Kampfgruppe der peronistischen Milizen sprengte ein Eisenbahndepot in Rosario in die Luft, in dem man 500 t Zucker gebunkert hatte.

4. März, San Juan

Eine Kampfgruppe der »Montoneros« schießt mit einer MP auf das Haus von Antonio Polenta, Geschäftsführer der Peñaflor.

7. März, Santa Fé

Die Kampfgruppe der »Montoneros« »Constantino Razzetti« richtete den Polizeiarzt Jorge Rail Capitanelli hin, bekannter Folterer und direkter Mitarbeiter der Repressionskräfte. (»Evita Montonera«, 1/4, 1975).

Daneben gibt es Meldungen vom Leben und Sterben der Helden.

Als er von der geplanten Operation erfuhr, beschloss er, die Führung zu übernehmen. Er übernahm die Rolle des Kommandeurs und starb im Kampf. Genosse Lewinger erkannte, dass eine der wesentlichen Möglichkeiten, auf die Repression in Mar del Plata zu reagieren, im militärischen Bereich lag. Diese Überzeugung hat er bis zum Ende aufrechterhalten. Sein Leben und auch sein Tod sind ein Beispiel dafür. (»Evita (Montonera«, 10, 1975)

Nach der blutigen Niederlage erklärt der Führer Mario Firmenich:

Als wir in den Untergrund gingen, erwarteten wir, [...], dass der Staatsstreich sofort stattfinden würde. Er fand aber nicht statt. Es gab eine politische Strategie

des Staatsstreichs, die als Strategie der reifen Früchte bekannt war, die darin bestand, Isabels Regierung so lange im Amt zu belassen, bis die Gesellschaft genug hatte, bis der Ruf nach einem Staatsstreich lauter wurde. Das brachte uns in die Situation, dass wir in den Untergrund gegangen waren und dennoch ein politischer Prozess im Gange war – mit Unterdrückung, mit Gewalt, mit einem Bürgerkrieg, in dem jeder auf der Straße getötet werden konnte – aber dennoch ein politischer Prozess. Und da wir nicht nur zur persönlichen Selbsterhaltung in den Untergrund gegangen waren, sondern als Teil einer Organisation, die den Anspruch erhob, eine politische Strategie zu haben, konnten wir keine politische Strategie haben, die die Existenz eines Parlaments, eines Spielraums für die Pressefreiheit, die Existenz regelmäßiger Wahlen usw. ignorierte. So wurde es in gewisser Weise notwendig, einen Schritt zurückzutreten von der Idee, in den Untergrund zu gehen und legale politische Strukturen aufzubauen. (Firmenich bei Pigna)

Zugleich erklärt er passend zur Hybris die Gleichgültigkeit gegenüber menschlichem Schicksal und Leid: »Das Ziel einer politischen Organisation ist nicht die Rettung von Menschen, sondern die Machtübernahme zu den geringstmöglichen Kosten.«

Die Gewalt trifft auch diejenigen, die sie ausüben. Eine gerade einmal 16-Jährige will an ihrem Geburtstag 1977 eine Bombe in einer Polizeistation deponieren und wird von ihr zerfetzt. Giussani widmet sein Buch »Montoneros. La superbia armada« (Montoneros. Der bewaffnete Hochmut) dieser jungen Frau Adriana und schreibt in einem Epilog zu diesem Buch:

Sie war unter einem Vorwand von zu Hause weggegangen und hatte versprochen, zu der Party, die ihre Eltern für ihren sechzehnten Geburtstag vorbereiteten, zurückzusein. [...] Adriana wurde von einer Krankheit in den Tod gerissen, die nicht nur ihr selbst zugefügt wurde. Ein Übel, das einen guten Teil einer Generation dezimiert hat und das die Überlebenden noch immer verfolgt. Deshalb ist es mir ein Bedürfnis, es zu identifizieren und dazu beizutragen, dass es überall dort erkannt wird, wo es in all dem Entfremdenden und Ungeheuerlichen sein Haupt erhebt. [...] Inmitten des großen Massakers, das Argentinien in den letzten Jahren erlitten hat, ist Adrianas Tod einer der wenigen, außergewöhnlichen, bei denen es nicht gelingt, das Militärregime zu den Verantwortlichen zu zählen. Warum wähle ich gerade diesen Tod aus, um meine Widmungs-Anklage darauf zu konzentrieren? Bedeutet diese Wahl ein Widerstreben, ein Regime zu verurteilen, das Tausende von Jugendlichen wie Adriana auslöschte?

Ich denke, aus dem, was ich bisher geschrieben habe, geht klar hervor, dass ich von der Ideologie, die die Handlungen dieses Militärregimes beherrschte, von den abartigen Praktiken, die sich aus dieser Ideologie ableiteten, und von den unangenehmen Persönlichkeiten, in denen diese Praktiken verdichtet wurden, abgestoßen bin. Aber zufällig ist das Militärregime nicht Gegenstand dieser Überlegun-

gen, ebenso wenig wie der ebenso verwerfliche Adolf Hitler, Pol Pot oder Pérez Jiménez.

Die Verantwortlichkeiten der Militärs für ihre Verbrechen liegen klar auf der Hand:

Im Gegensatz zu denen des Militärregimes, die nackt der allgemeinen Abscheu ausgesetzt sind, werden diese anderen durch eine prestigeträchtige revolutionäre Phraseologie und durch einen besonderen Bewusstseinszustand geschützt und verborgen, der in einer bestimmten aufgeklärten Mittelschicht eine Neigung erzeugt, jede im Namen der Revolution begangene Unregelmäßigkeit zu teilen, zu verstehen oder zu entschuldigen.

Das kann Giussani nicht unterstützen. Er will die Irrtümer und ihre Gründe der bewaffneten Jugend thematisieren und damit seine eigenen Verfehlungen als Faschist, der er in seiner Jugend war.

Mit Entsetzen denke ich an Adrianas tragisches Ende und an die Persönlichkeit desjenigen, der sie vielleicht für diese Opferung programmiert hat. Wenn ich dann versuche, dieser Persönlichkeit ein Gesicht und einen Namen zu geben, finde ich unter seinen möglichen Identitäten die von Paco, meinem alten und lieben Freund Paco Urondo. Das Ausmaß meiner Verurteilung wird nicht geringer, wenn ich dieses Gesicht sehe, es wird nur noch schmerzhafter. Denn Pacos Gesicht offenbart andere Gesichter, die materiell weiter von diesem Kindermord entfernt, aber gleichermaßen der Kultur verpflichtet sind, die ihn ermöglicht hat. Gesichter, zu denen auch das meine gehört und die einer ganzen Generation, die in einem Rausch literarischer Frivolität die Dialektik der Maschinengewehre verkündete, die später von ihren Kindern mit weniger buchhaften Begriffen vereinnahmt werden sollte.

Auch 40 Jahre nach dem Ende der Diktatur fällt es vielen schwer, den Blick auf den ganzen Eisberg zu richten, wie Giussani sagt.

Seine Tochter Laura, 1960 geboren, hatte damals, wie sie erklärte, nur zwei Ziele: mit 17 das Abitur zu machen und eine Märtyrerin der Revolution zu werden. »Es klingt wie ein Märchen, aber ja. Als die »Montoneros« sagten, dass 70 % der Aktivisten sterben, aber dass die verbleibenden 30 % ausreichen würden, um das Ziel zu erreichen, hatte ich keinen Zweifel daran, dass ich eine derjenigen sein würde, die ihr Leben für den Aufbau einer gerechten Welt geben würden.«

Eduardo Pereyra Rossi, mit 33 Jahren jüngstes Führungsmitglied der überlebenden »Montoneros«, ist einer der letzten Ermordeten kurz vor Ende der Diktatur. Zurück bleiben Gedichte wie dieses:

Heut ist der Tag / Morgen ich weiß nicht / Heut ist der Tag zu tun / Was zu tun ist
Heut ist der Tag zu träumen / Morgen ich weiß nicht / Ob die Mühe lohnt zu

warten

Einen ganzen Tag, ich weiß nicht

Heut ist der Tag zu kämpfen / Morgen, ich weiß nicht / Ob die Mühe lohnt zu warten

Einen ganzen Tag, ich weiß nicht

Morgen wird der Tag sein / Ich weiß / Dass die Mühe lohnt / Ich weiß

(Hoy es el día / Mañana no sé / Hoy es el día para hacer / Lo que hay que hacer

Hoy es el día para soñar / Mañana no sé / Si vale la pena esperar / Todo un día, no sé

Hoy es el día para luchar / Mañana no sé Si vale la pena para esperar /

Todo un día no sé

Mañana será el día / Lo sé / Que vale la pena / Lo sé)

Nach den schweren Niederlagen veröffentlicht die »Montonero«-Führung 1983 am Ende der Diktatur eine dürftige Selbstkritik, die nicht weiter erläutert wird und deren Fehler angesichts des hehren Ziels einer auch nicht näher beschriebenen Volksdemokratie abgemildert werden: »Zusammen mit diesen richtigen Ansätzen gab es Fehler, die wir nicht leugnen, aber wir bekräftigen, dass solche Fehler im Kampf für die Verteidigung der Souveränität, der Volkssouveränität des demokratischen Systems und der heiligen Interessen der argentinischen Nation gemacht wurden.«

Die Entfernung der Avantgarde von ihrer Gefolgschaft ist kein neues Thema, aber sie wird auch nicht als eine der wesentlichen Ursachen des Scheiterns aufgrund einer illusionären Einschätzung der Wirklichkeit wahrgenommen. »In der Praxis kommt es vor, dass unsere Theorie der Realität meilenweit vorausgeeilt ist. Wenn das passiert, läuft die Vorhut Gefahr, zu einer verlorenen Patrouille zu werden«, bemerkt Walsh lakonisch.

Der Zweck heiligt nicht die Mittel, und die Behauptung, dass man keine militäristischen Gefühle gehegt habe, soll offenbar die Distanz zu den Mitgliedern und der Bevölkerung verringern:

All das Gesagte zeigt, dass die Kämpfer des »Montonero«-Peronismus, wenn sie auf bewaffneten Widerstand zurückgreifen mussten, dies nicht aus einem militäristischen und noch weniger aus einem terroristischen Willen heraus taten, sondern im Gehorsam gegenüber dem verfassungsmäßigen Auftrag, der alle Bürger verpflichtet, sich zu ihrer Verteidigung sowie zur legitimen Selbstverteidigung angesichts des Staatsterrorismus zu bewaffnen. [...] Die »Peronistische Montonero-Bewegung« glaubt und behauptet, dass Gewalt angesichts einer Regierung keinen Sinn hat, die die verfassungsmäßigen Rechte und Garantien voll respektiert. [...] Die »Peronistische Montonero-Bewegung« wird handeln und versuchen, sicherzustellen, dass die nächste verfassungsmäßige Regierung diejenige ist, die die Wah-

len gewonnen hat. Bei den Wahlen beginnt und beendet sie ihre kooperative Periode friedlich und ohne politische Vorstellungen oder Verbote für irgendjemanden. [...] Es ist die Verantwortung von uns allen, sie zu bilden.

Der republikanistische Politologe Natalio Botana beklagt die Unfähigkeit zur selbstkritischen Betrachtung der Vergangenheit:

Eines der größten Probleme in Argentinien ist das Fehlen von Selbstkritik. Sie ist sehr schwach ausgeprägt. Und da die Verantwortlichen der »Montoneros« keine Reue zeigen, haben wir es mit einem Rückgang zu tun, den wir in den letzten Jahren erlebt haben [...], das Land hat sich immer zwischen partieller Amnestie, Begnadigung, Vergessen und einem Mangel an Selbstbefragung und Anerkennung bewegt. Irgendwie wurde mit der Zeit die Ära der politischen Gewalt in diesem Land beendet [...]

In Argentinien gab es keine Berufung auf eine republikanische Demokratie. Es herrschte eine Regierung der Gewalt. Es gab nur sehr wenige, die das Ideal der Demokratie verteidigten, wie es nach 1983 der Fall war. [...] Man will sie (die »Montoneros«, WH) als Idealisten und Träumer darstellen.

Daniela Slipak untersucht die Gründe für Dissidenz innerhalb der »Montoneros«, die sich in vier kurzlebigen Neugründungen äußert: »La columna José Sabino Navarro« (1972–1975), »La Juventud Peronista Lealtad« (1973–1974), »El Peronismo Montonero Auténtico« (1979–1980) und »Montoneros 17 de Octubre« (1980–1982). Die Kritiken stimmen im Wesentlichen mit denen von Perdía und Gelman überein, sind aber hinsichtlich der Frage der Gewalt radikaler. Diese steht im Zusammenhang mit Militarismus, einem mystifizierten militärischen Autoritarismus. Es wird nicht nur die Isolation der Avantgarde festgestellt, sondern auch ein Grund genannt, nämlich die Legitimität einer Volksrebellion, der die Illegitimität des Foquismus gegenübersteht, der bewaffneten Aktionen der Avantgarde. Kritisiert wird die Überlagerung des Politischen durch das Militärische, die Gewalt hat sich verselbstständigt. Interne Diskussionen, möglicherweise Dissens wird mit dem Verweis auf die »Regeln« unterdrückt. Die Antwort, lautet: »Hier kommt man nicht zum Diskutieren her, sondern zum Gehorchen«. Schließlich bleibt unklar, wer eigentlich das Volk ist und was Peronismus.

Insgesamt wird das Verhalten der Führung kritisiert, ihre Geringschätzung der Mitglieder, Zensur und Sanktionen sowie die verlangte Treue und bei deren Fehlen der Vorwurf des Verrats.

Es gehört zu den tragischen Aspekten der Guerrilla, dass ihr Dogmatismus und ihre Eiseskälte so sehr im Widerspruch zur Sensibilität und Feinfühligkeit der sprachgewandten und kultivierten Faszination der Schriftsteller und Journalisten wie Haroldo Conti, Rodolfo Walsh, Paco Urondo, Juan Gelman und Osvaldo

Bayer steht. Gelman veröffentlicht Urondos letzte Gedichte und schreibt in seiner Einführung »Worte«:

Wenn wir uns in dieser Zeit der Leidenschaft an die Polemik der 1960er Jahre erinnern, von denen einige mit ihrem Schreiben eine Revolution anstrebten, andere ihr Schreiben um der Revolution willen aufgaben, erkennen wir in ihrer ganzen Tragweite, was Paco, Rodolfo und Haroldo uns gezeigt haben: die tiefe Einheit von Leben und Werk, die ein Schriftsteller und seine Texte erreichen können. Für Urondo gab es keinen Abgrund zwischen Erfahrung und Poesie: »Ich habe zur Waffe gegriffen, weil ich ein gerechtes Wort suchte«, sagte er einmal. Er hat seine Gedichte oft korrigiert, aber er wusste, dass der einzig wahre Weg für einen Dichter, sein Werk zu korrigieren, der ist, sich selbst zu korrigieren.

Er war und ist einer der mutigsten und klarsten Dichter der spanischen Sprache und kämpfte mit weniger Selbstgefälligkeit gegen die Unmöglichkeit des Schreibens. Er kämpfte auch mit und gegen ein soziales System, das so heftig war, Leiden zu schaffen, damit die ganze Welt in die Geschichte der Freude eintreten konnte. Die beiden Kämpfe waren für ihn eins. Beide schrieben ihn und in beiden blieb er geschrieben.

Über diese Leiden schrieb ihm Rodolfo Walsh in einem Brief 1976, nicht lange vor dem Tod beider:

Je tiefer man blickt und je stiller man zuhört, desto mehr nimmt man das Leid der Menschen wahr, das Elend, die Ungerechtigkeit, die Arroganz der Reichen. Die Grausamkeit der Henker. Es reicht also nicht mehr, hinzuschauen, es reicht nicht mehr, zuzuhören, es reicht nicht mehr, zu schreiben.

Die zweite Todsünde: Spektakulärer Mord Am 9. Mai 1970 wird der General im Ruhestand Pedro Aramburu entführt und nach wenigen Tagen seine Ermordung veröffentlicht. Man weiß nicht, wer die Täter sind, doch schon bald geht das Gerücht um, die neu gegründeten bewaffneten »Montoneros« seien die Täter. Im Nu wird die Gruppe wie beabsichtigt bekannt. Aber es dauert, bis 1974 in der Zeitschrift der »Montoneros« »La Causa Peronista« in Form eines langen Gesprächs zwischen den führenden Kadern Mario Firmenich und Norma Arrostito ein Bekenntnis zusammen mit einer detaillierten Beschreibung des Verlaufs dieser Aktion erfolgt. Es ist die letzte Ausgabe dieser Zeitschrift, bevor die »Montoneros« noch in einer Zeit der Demokratie in den Untergrund gehen. Der Rückblick auf die erste Tat bildet die Klammer zu dem Abtauchen in die Illegalität des bewaffneten Kampfs. Der politische wird durch den militärischen Kampf ersetzt und öffnet den Weg in den blutigen Bürgerkrieg. Erst als die Guerrilla vernichtet ist, finden die Überlebenden kritische Worte von einer Fehlentscheidung. Mit zeitlichem Abstand und der Niederlage wird deutlich, dass der zeitweilige starke Zulauf an Mitgliedern blind macht für die Fehl-

einschätzungen der jeweiligen Lage. Dazu gehört die Hoffnung, mit der schnellen Umwandlung des wilden Haufens in eine Armee an Bedeutung zu gewinnen und unter dem Schutz des Völkerrechts einen Befreiungskrieg zu führen, der vor einem möglichen staatlichen Terror bewahrt.

Der Bericht einer Guerrilla über die spektakuläre Ermordung eines führenden Gegners ist ebenso ein Beispiel für Hybris. Die »Montoneros« wollen an Aramburu Rache nehmen, der 1955 erfolgreich gegen Perón geputscht hat, sie wollen Gerechtigkeit schaffen, und sie erklären sich zu den Vertretern des ganzen Volkes, in dessen Namen sie in einem selbst ernannten Gefängnis Gerechtigkeit sprechen wollen. Doch zugleich wollen sie damit zivilisierte Formen der Rechtsprechung und der Ausgewogenheit von Politik und Moral verhöhnen. Das weckt auch den Eindruck, dass es sich bei diesem Vorgang um einen schon früher praktizierten Vorgang handelt, es sich also um ein Zitat in der Erzählung von der neuzeitlichen revolutionären Befreiung des Menschen handelt.

»La Causa Peronista« hebt den Schleier. Drei Ziele werden ausdrücklich benannt: erstens die öffentliche Präsentation als schlagkräftige und unerschrockene Organisation. Zweites dem intelligentesten der Putschisten »einen Weg zur wahren Gerechtigkeit« weisen und drittens den genauen Verbleib der Leiche in Erfahrung bringen. Die führenden Vertreter Mario Firmenich und Norma Arrostito erinnern sich:

Mario: Die Hinrichtung von Aramburu war ein alter Traum von uns. Wir haben die Operation Anfang 1969 geplant. Es ging um das Prinzip der Volksjustiz – Wiedergutmachung für die Morde vom Juni '56 -, aber wir wollten auch Evitas Leiche bergen, die Aramburu hatte verschwinden lassen.

Aber wir mussten die Zeit verstreichen lassen, denn wir hatten die Task Force noch nicht gebildet. In der Zwischenzeit arbeiteten wir in aller Stille: Die Hinrichtung Aramburus sollte den öffentlichen Auftritt der Organisation bedeuten.

Ende '69 hielten wir es für möglich, die Operation durchzuführen. Zu den ursprünglichen Motiven war im Laufe des Jahres das von Aramburu angeführte Putschkomplotz zur Ablösung des durch den Cordobazo geschwächten Militärregimes hinzugekommen.

Wegen der politischen Bedeutung des Ereignisses und wegen der Bedeutung, die wir unserem eigenen Auftreten beimaßen, gingen wir die Operation auf einer Alles-oder-Nichts-Basis an. Die anfängliche Gruppe der »Montoneros« spielte bei diesem Ereignis Kopf oder Zahl.

Arrostito: Die gesamte »Organisation« bestand aus zwölf von uns, zwischen denen aus Buenos Aires und denen aus Córdoba. Zehn von uns waren an der Operation beteiligt.

Anfang der 70er Jahre begannen wir, eine Akte anzulegen, ohne weitere Informatio-

nen zu haben. Um Adressen, Namen und Fotos zu bekommen, gingen wir in Zeitungsarchive, hauptsächlich in das von »La Prensa«. In der Zeitschrift »Fernando« fand ich Innenaufnahmen der Wohnung in der Calle Montevideo. So bekamen wir eine Vorstellung davon, wie es drinnen aussehen könnte.

M.: Aber die größte Mühe haben wir uns hinsichtlich der äußeren Bedingungen gegeben. Das Gebäude, in dem er wohnte, liegt gegenüber der Champagnat-Schule, und wir fanden heraus, dass es im ersten Stock einen Lesesaal oder eine Bibliothek gab. Also schlichen wir uns hinein und wollten dort lesen. Derjenige, der diese Methode einleitete, war Fernando, der ziemlich frech war. Mehr als zu lesen, schauten wir aus dem Fenster. Wir blieben nur für kurze Zeit, eine halbe oder eine Stunde. Niemand hat uns je etwas gefragt.

A.: Dort sahen wir ihn zum ersten Mal, aus der Nähe. Er kam immer gegen elf Uhr morgens heraus, manchmal früher, manchmal später, manchmal gar nicht. Wir haben ihn dreimal von Champagnat aus gesehen.

Dann haben wir ihn von der Ecke Santa Fe-Straße aus gesehen, und zwar im Wechsel. Wir kamen alle fünf Minuten, um Staffeln zu bilden. Wir mussten das so machen, weil an dieser Ecke ein Polizist stand, ein blonder, pummeliger, und wir wollten nicht auffallen.

M.: Bei der Überprüfung haben wir das Einsatzmodell variiert. Die erste Idee war, ihn auf der Straße aufzugreifen, wenn er spazieren geht. Wir dachten daran, eines dieser Autos mit einem Vorhang an den Fenstern zu benutzen und die Fenster auf jeder Seite mit einem Anzug zu bedecken. Wir haben lange darüber nachgedacht, bis wir die Idee verwarfen und beschlossen, hineinzugehen und ihn direkt aus dem achten Stock zu holen.

Dazu brauchten wir einen guten »Schlüssel«. Die beste Ausrede war, uns als Offiziere auszugeben. Der dicke Maza und ein anderer Freund waren Gymnasiasten gewesen und wussten daher, wie sich das Militär verhielt. Dem dicken Maza gefiel es sogar, er war ein richtiger Milizionär und begann, Fernando die Bewegungen und Befehle beizubringen. Sie probten zusammen.

A.: Sie kauften einen Teil der Kleidung im Haus Isola, einer Militärschneiderei in der Avenida de Mayo, neben der Casa Muñoz. Fernando Abal war 23 Jahre alt, Ramus und Firmenich 22, Capuano Martínez 21. Dort kauften sie also die Abzeichen, die Mützen, die Hosen, die Socken, die Krawatten. Um einige Dinge zu kaufen, gaben sie sich sogar als Pfadfinder aus. Ein pensionierter peronistischer Offizier spendete seine Uniform: Er hatte Mitleid mit uns, obwohl er nicht wusste, wofür wir sie verwenden wollten. Das Problem war, dass sie für Fernando zu groß war. Ich musste als Näherin fungieren, um sie an seinen Körper anzupassen. Die Mütze haben wir

weggeworfen – er war ein Trittbrettfahrer, sie tanzte auf seinem Kopf – aber die Jacke und die Abzeichen haben wir verwendet.

Wie kommen sie nun in das Haus?

M.: Eine Sache, die uns auffiel, war, dass Aramburu keine Wachen hatte, zumindest nicht von außen. Später hieß es, Minister Imaz habe sie ein paar Tage vor der Entführung abgezogen, aber das stimmt nicht. In den fünf Monaten, in denen wir nachgeforscht haben, haben wir weder einen äußeren Wachmann noch Patrouillen gesehen. Nur der Pförtner sah aus wie ein Polizist, ein stämmiger dunkelhaariger Mann. Jemand dachte: Wenn er keine Bewachung gibt, warum sollten wir es ihm nicht anbieten? Es war absurd, aber das war die Ausrede, die wir benutzten.

Das Land. In jenen Tagen, als die Operation Gestalt annahm, dachte jemand daran, die Montevideo-Straße zu reparieren, eine dieser Licht- oder Gasreparaturen, die sie immer machen; wer weiß. Sicher ist, dass die Hälfte der Straße aufgerissen wurde, direkt neben seinem Haus. Und wir mussten dort einen Schutzwall errichten. [...]

M.: Ramus fuhr den Chevrolet Pick-up und die »Dünne« (Norma) begleitete ihn auf dem Vordersitz. Auf dem Rücksitz saß ein als Priester verkleideter Kollege, und ich trug die Uniform eines Polizeikorporals.

A.: Ich trug eine blonde Perücke mit hellen Strähnchen und war gut gekleidet und ein wenig geschminkt. [...]

Ein Begleiter blieb im siebten Stock, die Aufzugstür war zur Unterstützung geöffnet.

Fernando und El Gordo fuhren noch eine Etage höher. Sie betätigten die Klingel, starr in ihrer militärischen Haltung. Fernando war noch ein wenig steifer wegen der »MP«, die er unter seinem olivgrünen Militärmantel trug.

Sie wurden von der Frau des Generals empfangen. Sie bat sie herein und bot ihnen Kaffee an, während sie darauf warteten, dass Aramburu sein Bad beendete.

Endlich erschien er, lächelnd, tadellos gekleidet. Er trank den Kaffee mit ihnen, während er sich das Angebot der jungen Soldaten, sie in Gewahrsam zu nehmen, mit Vergnügen anhörte. Mazas Akzent fiel ihm sofort auf: »Sie sind aus Cordoba.« – »Ja, mein General.« Die Höflichkeitsfloskeln dauerten noch einige Minuten, während der Kaffee abkühlte und das Wetter kühler wurde, und die beiden groß geratenen Jungen standen und standen und standen, und Fernandos schneidende Stimme sagte:

- »Mein General, Sie kommen mit uns«

Einfach so. Ohne weitere Erklärungen. Um neun Uhr morgens.

Und wenn er sich wehrt? Dann würden wir ihn dort töten. Das war der Plan, selbst wenn keiner von uns mehr am Leben wäre.

M.: Aber nein, er ging friedlich zwischen Gordo Maza, der ihm den Arm um die Schulter legte, und Fernando, der ihn leicht mit der MP unter seinem Mantel anstieß.

Wahrscheinlich hat er gar nichts verstanden. Er muss gedacht haben, dass jemand dem von ihm geplanten Coup voraus war, denn er hatte immer noch keinen Zweifel daran, dass seine Entführer Militärs waren. [...]

Er saß auf dem Reserverad. Er sagte nichts, vielleicht weil er nichts verstand. Ich ergriff sein Handgelenk mit einer Drehung und spürte, wie es sich löste, wie es sich hingab. Maza, »der Priester«, Flaca und ein weiterer Kamerad stiegen in der Pampa und Figueroa Alcorta aus und nahmen die Taschen mit den Uniformen und einem Teil des Eisens mit. [...]

In meinem ganzen Einsatzleben kann ich mich nicht an einen einfacheren Fluchtweg als diesen erinnern. Es war ein Spaziergang. [...]

Wir überquerten den Luján-Fluss auf einer alten Holzbrücke zwischen Luján und Pilar, wo niemand durchfährt. Wäre der Alarm sofort ausgelöst worden, wären wir wohl trotzdem entkommen, denn die Route war perfekt. Wir haben acht Stunden für eine Strecke gebraucht, die man in vier Stunden bewältigen kann, aber wir sind in kein Dorf hineingefahren und haben auch nicht angehalten, um zu essen oder zu tanken. Dafür war das Taxi da, ein legales Taxi, das die Vorräte brachte.

Aramburu sprach den ganzen Weg lang nicht, außer als seine Begleiter in der Dunkelheit nach dem Kanister suchen mussten. »Hier ist er«, sagte er.

Um 13 Uhr begann man im Radio von der »mutmaßlichen Entführung« zu sprechen. Wir waren schon halbwegs da. [...]

Wir brachten Aramburu in ein Schlafzimmer, und in dieser Nacht begann der Prozess. Wir setzten ihn auf ein Bett und Fernando sagte zu ihm:

- »General Aramburu, Sie werden von einer revolutionären peronistischen Organisation festgehalten, die Ihnen einen revolutionären Prozess machen wird.«

Erst da schien er zu begreifen. Aber alles, was er sagte, war:

- »Nun gut.«

Seine Haltung war ruhig. Wenn er nervös war, hatte er sich unter Kontrolle. Fernando fotografierte ihn so, wie er ohne Mantel und Krawatte auf dem Bett saß, an der kahlen Wand. Aber die Fotos wurden nicht fertig, weil der Film bei der ersten Aufnahme kaputt ging.

Für den Prozess wurde ein Tonbandgerät benutzt. Es war langwierig und ermüdend, weil wir ihn nicht unter Druck setzen oder einschüchtern wollten, und er hielt an diesem Vorteil fest, indem er die Antwort auf jede Frage hinauszögerte, indem er »Ich weiß nicht«, »Daran kann ich mich nicht erinnern«, usw. antwortete.

Der erste Vorwurf, den wir ihm machten, war die Erschießung von General Valle und der anderen Patrioten, die sich mit ihm am 9. Juni 1956 erhoben hatten. Zunächst tat er so, als ob er das abstreiten würde. Er sagte, dass er in Rosario war, als das geschah. Wir lasen ihm Silbe für Silbe die von ihm unterzeichneten Dekrete 10.363 und

10.364 vor, mit denen die Militärrebellten zum Tode verurteilt wurden. Wir lasen ihm die Chroniken über die Hinrichtungen von Zivilisten in Lanús und José León Suárez vor.

Er gab keine Antwort. Schließlich gab er zu: »Nun, wir haben eine Revolution gemacht, und jede Revolution erschießt Konterrevolutionäre.«

Wir lasen ihm die Pressekonferenz vor, in der Admiral Rojas General Valle und seine Männer beschuldigte, Marxisten und amoralisch zu sein. Er rief aus: »Aber das habe ich nicht gesagt!« Er wurde gefragt, ob er ihm trotzdem zustimme. Er verneinte dies. Er wurde gefragt, ob er bereit sei, das zu unterschreiben. Sein Gesicht hellte sich auf, vielleicht weil er dachte, dass es damit zu Ende sei.

- »Wenn es darum ginge, hätten sie mich zu Hause gefragt«, sagte er und unterzeichnete sofort eine Erklärung, in der er bestritt, Valle und die Revolutionäre von '56 verleumdet zu haben. Diese Erklärung wurde an die Zeitungen geschickt, und ich glaube, sie wurde in »Crónica« veröffentlicht.

Im zweiten Punkt des Prozesses gegen Aramburu ging es um den Militärputsch, den er vorbereitete und für den wir Beweise hatten. Er leugnete dies kategorisch. Als wir ihm genaue Einzelheiten über seine Verbindung zu einem aktiven General nannten, sagte er, dass dieser »nur ein Freund« sei. Vor dem Tonbandgerät war es unmöglich, etwas aus ihm herauszubekommen. Aber sobald das Tonbandgerät ausgeschaltet war und er mit uns eine Mahlzeit oder eine Pause verbrachte, gab er zu, dass die Situation des Regimes nicht mehr haltbar sei und dass nur eine Übergangsregierung – zu der er sich selbst in der Lage sah – die Situation retten könne. [...]

Jedenfalls kam das Thema Evita, glaube ich, am zweiten Verhandlungstag, dem 31. Mai, zur Sprache. Wir haben ihn natürlich beschuldigt, den Leichnam gestohlen zu haben. Er war wie erstarrt. Mit Schmollmund und Gesten weigerte er sich zu sprechen und verlangte durch Zeichen, dass wir das Tonbandgerät ausschalten sollten. Schließlich schaltete Fernando es aus.

»Zu diesem Thema kann ich nicht sprechen«, sagte Aramburu, »es ist eine Frage der Ehre. Das Einzige, was ich Ihnen versichern kann, ist, dass sie ein christliches Begräbnis hat.«

Wir bestanden darauf, zu erfahren, was mit der Leiche geschehen war. Er sagte, er könne sich nicht erinnern. Dann versucht er zu verhandeln: Er verpflichtet sich, den Leichnam zum richtigen Zeitpunkt auftauchen zu lassen, auf sein Ehrenwort hin. Wir beharren darauf. Schließlich sagte er: »Ich müsste mich erinnern.«

»Gut, erinnern Sie sich.«

Es wurde schon dunkel. Wir brachten ihn in ein anderes Zimmer. Er bat um ein Stück Papier und eine Büroklammer. Er schrieb, bevor er einschlief. Als er am nächsten Morgen aufwachte, bat er darum, ins Bad zu gehen. Dort fanden wir einige zerrissene Zettel, die in zittriger Handschrift geschrieben waren.

Wir gingen zurück in den Verhandlungssaal. Wir verhörten ihn ohne Tonbandgerät. Er erzählte uns die wahre Geschichte: Eva Peróns Leiche befand sich auf einem

Friedhof in Rom, unter falschem Namen, in der Obhut des Vatikans. Die Dokumente im Zusammenhang mit dem Diebstahl der Leiche befanden sich in einem Schließfach der Zentralbank auf den Namen von Oberst Cabanillas. Mehr konnte er nicht sagen, weil seine Ehre ihn daran hinderte.

Es war bereits die Nacht des 1. Wir kündigten ihm an, dass das Gericht verhandeln würde. Von da an wurde nie wieder mit ihm gesprochen.

Wir fesselten ihn an das Bett. Er fragte nach dem Grund. Wir sagten ihm, er solle sich keine Sorgen machen. In den frühen Morgenstunden teilte Fernando ihm das Urteil mit:

- »General, das Gericht hat Sie zum Tode verurteilt. Sie sollen in einer halben Stunde hingerichtet werden.«

Er versuchte, uns zu bewegen. Er sprach von dem Blut, das wir jungen Männer vergießen würden.

Als die halbe Stunde um war, banden wir ihn los, setzten ihn auf das Bett und fesselten ihm die Hände hinter dem Rücken.

Er bat uns, seine Schnürsenkel zu binden. Das taten wir. Er fragte, ob er sich rasieren dürfe. Wir sagten ihm, es gäbe keine Utensilien. Wir brachten ihn durch den inneren Korridor des Hauses in den Keller. Er fragte nach einem Beichtvater. Wir sagten ihm, wir könnten keinen Beichtvater mitbringen, weil die Wege kontrolliert würden.

»Wenn ihr keinen Beichtvater mitbringen könnt«, sagte er, »wie wollt ihr dann meine Leiche herausholen?«

Er ging noch zwei oder drei Schritte weiter.

»Was wird mit meiner Familie geschehen?«, fragte er.

Man sagte ihm, dass man nichts gegen sie in der Hand habe und man ihr Hab und Gut zurückgeben würde.

Der Keller war so alt wie das Haus, siebzig Jahre alt. Wir hatten ihn zum ersten Mal im Februar '69 benutzt, um die enteigneten Gewehre auf dem Bundesschießplatz in Córdoba zu vergraben. Die Leiter wackelte. Ich musste nach vorne treten, um ihr herunterzuhelfen.

»Ah, sie werden mich im Keller umbringen«, sagte er.

Wir stiegen hinunter. Wir stopften ihm ein Taschentuch in den Mund und stellten ihn an die Wand. Der Keller war sehr klein und die Hinrichtung musste mit einer Pistole erfolgen.

Fernando übernahm die Aufgabe, ihn zu exekutieren. Für ihn musste der Chef immer die größte Verantwortung übernehmen. Er schickte mich nach oben, um mit einem Schlüssel auf einen Schraubstock zu hämmern, um das Geräusch der Schüsse zu verbergen.

»General«, sagte Fernando, »lasst uns fortfahren.«

»Fahren Sie fort«, sagte Aramburu.

Fernando feuerte die 9-Millimeter-Pistole ab, in die Brust. Dann folgten zwei Schüs-

se mit derselben Waffe und mit einer 45er. Fernando deckte ihn mit einer Decke zu. - »Niemand wagte es, ihn freizulegen, während wir das Loch gruben, in dem wir ihn begraben wollten.«

Dann fanden wir in seiner Manteltasche das, was er in der Nacht des 31. geschrieben hatte: Es begann mit einem Bericht über seine Entführung und endete mit einer Darstellung seines politischen Projekts. Er beschrieb seine Entführer als wohlmeinende, aber fehlgeleitete junge Peronisten. Dies bestätigte seiner Meinung nach, dass der Peronismus insgesamt zum bewaffneten Kampf übergehen würde, wenn es keine institutionelle Lösung für das Land gäbe.

Jeder gezielte Mord reißt die Schranken der Zivilisation nieder, ist eine Einübung in die zwischenmenschliche Welt der Barbarei. Jeder weitere Mord lässt sich leichter begehen. Aber da früher oder später die Welt der Zivilisation den Barbaren zur Rechenschaft zieht, bietet sich die Verheimlichung an. Am besten hilft dabei der Tod eines der Täter, auf den die Taten der anderen abgeladen werden können. Von den drei an der Exekution beteiligten, Firmenich, Abal Medina und Arrostito, hat angeblich niemand die tödlichen Schüsse abgegeben. Als kurze Zeit später Fernando Abal Medina in einem Feuergefecht mit der Polizei umkommt, steigt Firmenich zum Chef der »Montoneros« auf und behauptet, dass Fernando Abal Medina Aramburu erschossen habe.

Zwar wurde inzwischen am Körper des Toten der Gebrauch einer weiteren Waffe nachgewiesen, doch gibt es keine Indizien, die auf zwei der drei Beteiligten hinweisen.

Der Bruder des angeblichen Täters, Juan Manuel Abal Medina, gibt in einem Interview kund: »Ich sah, wie er ganz zappelig war; scheinbar ruhig, aber da war etwas in ihm. Dann sagte er zu mir: »Töten ist schrecklich, es ist ungeheuerlich«, oder andersherum: »Es ist ungeheuerlich, es ist schrecklich«. Es war klar, dass das Töten nicht gut für ihn gewesen war. Er drückte mich von hinten an den Schultern, ich drückte seine Hände, und er stieg aus dem Auto aus. Das war das letzte Mal, dass wir uns sahen.« Das angebliche Geständnis einer angeblichen Täterschaft, bei der in erster Linie Propaganda getrieben, aber eine Tat geleugnet wird.

Das Geständnis wird verschleiert. Aber die Hybris wird dadurch nicht vermindert. Der Wissenschaftler Pacheco erklärt großmäulig:

Es besteht kein Zweifel, dass die »Montoneros« mit ihren Erfolgen und Fehlern zu den großen Taten gehören, die unser Volk oder zumindest Teile des Peronismus zu vollbringen vermochten. Wenn wir in jeder Epoche versuchen müssen, die Tradition dem jeweiligen Konformismus zu entreißen, der sie zu unterwerfen sucht – wie Benjamin betont –, dann ist es von grundlegender Bedeutung, Jahrestage, die so emblematisch sind wie das halbe Jahrhundert, das seit dem Erscheinen der »Montoneros« vergangen ist, als Herausforderung anzunehmen, um in dieser Vergangenheit den Funken zu finden, der all die Hoffnung auf das große Werk der Wirt-

schaftlichen, politischen und kulturellen Umgestaltung entzünden kann, dessen Protagonisten zu sein die Verdammten der Erde dieser Welt noch verdienen.

Große Taten. Und Firmenich erklärt in einem Interview, wie edel sich das Todeskommando verhalten habe: »Nein, wir haben ihn nicht gedemütigt, wir haben ihn respektiert bis hin zu – ich habe das sogar schon einmal gesagt –, dass wir es nicht nötig hatten, einen Mann, der kurz vor dem Tod stand, daran zu hindern, über seine Schnürsenkel zu stolpern, weil er gefesselt war. Nein, wir haben ihn respektiert und sogar öffentlich für ihn gebetet. Und da habe ich auch gelernt, dass man den Feind nicht hassen soll.« – »Aber Sie haben ihn ermordet«, wendet der Journalist Neustadt gegen diese Heuchelei ein. Nein, lautet die gedrechselte Antwort. »Das war eine Tat, die nicht von uns entschieden wurde,« behauptet Firmenich, »sondern von den Menschen. Es war eine Entscheidung des Volkes«; eine populistische Floskel, mit der man die persönliche, moralische und politische Verantwortung in bekannter populistischer Manier umgehen kann. »Und mit Bezug auf den gewaltsamen Putsch 1955 und die Niederschlagung eines peronistischen Widerstands 1956 spricht Firmenich die »Montoneros« von jeglicher Schuld frei, denn »das ist das Traurige daran, denn wir können nicht über diese Situation sprechen, ohne über die Bombardierung der Plaza de Mayo zu sprechen, ohne über die Erschießung von General Valle zu sprechen.«

»Darf ich Sie um einen Gefallen bitten?«, wendet Neustadt ein. »Vertreten Sie nie wieder das Volk auf diese Weise. Ich bitte Sie darum.« Darauf Firmenich: »Ich möchte auch, dass das Volk nie wieder das Bedürfnis nach Rache hat, wie ich es hatte.«

Ehrlicher ist Juan Manuel Abal Medina, der keine Ausreden akzeptiert. Die physische Beseitigung des Gegners moralisch als geringeres Übel zu rechtfertigen

war in jenen Jahren in Argentinien weit verbreitet. Und unter dem Einfluss dieser Überzeugung entstanden alle Guerrillaorganisationen. Und nicht nur das, sondern auch die Gewalt, die in jenen Jahren in der gesamten argentinischen Gesellschaft verbreitet war, wurde von vielen Personen, die an diesen Ereignissen beteiligt waren, analysiert und kritisiert. [...] Für den Peronismus, damals wie heute, war der Tod Aramburus kein Attentat, sondern eine Hinrichtung. Aramburu wurde nicht als der große Feind des Peronismus angesehen, sondern als Mörder der Genossen. In seiner Gestalt wurde, vielleicht zu Unrecht, der Verantwortliche für die gesamte Gewalt gegen den Peronismus personifiziert. [...] General Perón billigt in einem öffentlich zugänglichen Brief die Operation und nennt sie »einen Akt der Gerechtigkeit, der vom gesamten peronistischen Volk gewünscht wird«. Ich bin der Meinung, dass Verbrechen in politischer Funktion immer zu verurteilen sind, und ich verurteile die Verbrechen der Organisation der »Montoneros«.

Noch ein Aspekt spielt hier eine Rolle, der bereits in Kapitel 5 im Zusammenhang mit Martin Fierros Welt der Gauchos und ihrer Gewalt ausgebreitet wurde, die vor-moderne Strafe. Beatriz Sarlo sieht eine Verbindung zwischen Rache, Leidenschaft und Konkretheit im 19. Jahrhundert, die im 20. Jahrhundert durch das Konzept der Gerechtigkeit, Intellektualität und Abstraktion ersetzt wird. Nicht überall und auch nicht überall vollständig. Die argentinische Geschichte ist voll der Ereignisse, die den unzureichenden Übergang von dem Zeitalter der Rache zu dem der Gerechtigkeit anzeigen. Dass die Putschisten 1955 Evita Peróns Leichnam entführten, dient nicht nur der Verhinderung von oppositionellen Wallfahrten, sondern soll zugleich die Macht anzeigen, vor sakralen Orten und Symbolen nicht haltzumachen. »Der Tod Aramburus war kein Mord, der als Prozess inszeniert wurde, keine echte Verteidigung der Idee der Gerechtigkeit, sondern eine Rache, die mit den zusätzlichen Beweisen eines Schuldspruchs durchgeführt wurde.«

Natürlich sind die »Montoneros« stolz auf die Erfolge im Kampf gegen den Staatsapparat und listen die Opfer auf, die sie z.B. im zweiten Halbjahr 1976 nach Beginn der Diktatur der Polizei zugefügt haben: In ihrer Zeitschrift »Evita Montonera« berichten sie: Am 17. Juni die Ermordung des Chefs der Bundespolizei, General Cesáreo Cardoso, am 2. Juli die Sprengung des Dachs des Hauptquartiers der Abteilung Sicherheit der Bundespolizei (Bundeskoordination), bei der neun Beamte sterben, am 12. September ein Attentat mit einem mit Sprengstoff beladenen Autos bei dem elf Polizisten und zwei Zivilpolizisten sterben. Am 9. November die Sprengung des Hauptquartiers der Polizei der Provinz Buenos Aires in La Plata, eine Aktion, bei der ein höherer Polizist stirbt und elf einfache Polizisten verwundet werden. Und im Dezember schließlich beenden die »Montoneros« das Jahr mit der Deponierung von Sprengstoff im Verteidigungsministerium während einer Konferenz zur Aufstandsbekämpfung. Mehr als 30 Beamte werden verletzt, und elf hochrangige Militärs und Beamte des Informationsdienstes sterben bei der Explosion.

Dabei geht es nicht nur um den Kampf gegen die staatlichen Organe, sondern auch um Überfälle auf Polizeistationen, um Waffen zu erbeuten, und die Entführung von Menschen, um an Lösegeld zu kommen. Die Reaktionen der Angegriffenen lassen nicht auf sich warten und sind vernichtend. Die Verluste der »Montoneros« sind sehr hoch. 1979 lässt sich fragen: Wer waren die »Montoneros«? Die äußerst waghalsig angestrengte Gegenoffensive 1978 durch eingeschleuste Rückkehrer aus dem Exil kostet drei Viertel von ihnen das Leben.

Erst wenn auch die Opfer der Guerrilla ohne Ressentiment und gegenseitige Aufrechnung gewürdigt werden, kann der Weg zu einer gewaltfreien Gesellschaft eingeschlagen werden.

Gibraltar Zu besonders kuriosen Konstellationen kommt es im Krieg um die Falklandinseln. Gemäß der chinesischen Drei-Welten-Theorie der 1970er Jahre sollen

sich die Länder der Dritten Welt mit den kleineren entwickelten Ländern gegen die Supermächte zusammenschließen, um unabhängig zu werden und dadurch einen größeren Spielraum für Emanzipationsbewegungen im Inneren der Staaten zu erlauben. In Argentinien bedeutet das, die Unabhängigkeit von den USA und auch von Großbritannien zu erlangen, die seit dem 19. Jahrhundert die Wirtschaft und Politik Argentiniens kontrollierten. Diese Logik wollen nun die »Montoneros« gegenüber den Militärs anwenden.

Als die argentinische Militärdiktatur 1982 die britischen Falklandinseln angreift, schlägt Premierministerin Thatcher mit Berufung auf das Völkerrecht massiv zurück. Arg bedrängt beauftragen die argentinischen Militärs zwei Fachleute aus dem Lager ihrer Erzfeinde, den »Montoneros«, ein britisches Kriegsschiff im Hafen von Gibraltar in die Luft zu sprengen. Die Terroristen reisen in Spanien ein, nehmen den Sprengstoff in ihrer Botschaft in Empfang und lassen sich in Algeciras mit Mietautos und Hotelzimmern in Blickweite von Gibraltar nieder. Doch kein geeignetes Schiff läuft ein, entweder ist es zu klein oder ein Öltanker, dessen Fracht die große Bucht verseuchen und die ökologische Bewegung gegen sie empören würde. Wochen vergehen, bis die wöchentliche Barzahlung für Autos und Zimmer Verdacht erregt und das Hotel die Polizei informiert. Madrid weiß durch Abhören der argentinischen Botschaft Bescheid, will aber nichts damit zu tun haben und fliegt die verhinderten Attentäter kurzerhand nach Buenos Aires zurück.

Die Aktion erinnert an die dilettantische Gegenoffensive. Bei der »Operation Algeciras« wird so ziemlich alles verkehrt gemacht. Wie Drogendealer zahlen die Argentinier wochenlang Hotel und Mietwagen in bar, sie verfügen nur über eine Touristenkarte der Gegend, keine maßstabsgetreue militärische, und auch die gefälschten Pässe erregen bei den französischen Stellen Verdacht.

Müdigkeit Schließlich scheitert auch der Versuch, Ansehen und Existenz der »Montoneros« zu retten. Firmenich, Perdía und Vaca Narvaja versuchen abwechselnd die Aktionen der Guerrilla als Widerstand zur Verteidigung der Demokratie oder als Bürgerkrieg zu charakterisieren. Zu Beginn, während der Übergangsphase zur Demokratie, herrscht die Widerstandsthese vor, später die These, es habe sich um einen Bürgerkrieg gehandelt, ohne dabei auf das demokratische Widerstandsrecht zu verzichten. Firmenich wird wegen Mord zu 30 Jahren Haft verurteilt, bis der peronistische Präsident Menem eine allgemeine Amnestie für Guerilleros und Militärs erlässt. Firmenich vertritt die Vorstellung eines seit 1955 existierenden »blinkenden« Bürgerkriegs, der wie das Blinklicht an einem Fahrzeug immer wieder aufleuchtet. Im Unterschied zu Perdía und Vaca Narvaja ist Firmenich für einen großen nationalen Pakt anstelle eines demokratischen Parteiensystems. Aus der Mehrparteiengesellschaft solle eine Nationale und Soziale Befreiungsfront hervorgehen, die sich auf einen Pakt zwischen »der Arbeiterklasse, der Volksbewegung und der nationalen Unternehmerklasse gegen die oligarchisch-imperialistische Allianz« stützt.

Nach seinem Studium der Wirtschaft in Spanien beschreibt er in seiner Doktorarbeit diese nationale Einheit als Eutopie und Alternative zum liberalen Wirtschaftsmodell.

»Vaca Narvaja möchte auf jeden Fall wie die meisten Überlebenden die bruder-mörderischen Konfrontationen« beenden.

»Ich nehme eine Müdigkeit wahr,« erklärt Juan Manuel Abal Medina, »eine sehr gesunde Reaktion der argentinischen Gesellschaft auf die Gewalt. Ich hoffe und glaube, dass es jetzt möglich sein wird, zivilisierte Formen des Zusammenlebens zu erreichen, und ich glaube, dass dies ein zentrales Ziel der nächsten Regierung ist. Die Gesellschaft muss entmilitarisiert werden. Nicht nur die der militärischen Offiziere der Streitkräfte. Wir müssen das gewerkschaftliche und politische Leben entmilitarisieren. Wir müssen die Arroganz aus der argentinischen Gesellschaft verbannen. Und ich glaube – das ist etwas, was alle Argentinier, die bei klarem Verstand sind, nach dem absoluten Wahnsinn, zu dem das alles geworden ist, mit dem unglaublichen Höhepunkt der Malvinas-Frage (Falklandinseln, WH) – dass es keinen vernünftigen Argentinier gibt, der diese Art von Ideen nicht teilt. Ich glaube, dass es dieses Mal möglich sein wird«.

Übrig bleibt der Streit um die unglückliche Formulierung der »zwei Dämonen« (Alfonsin), die in Gestalt von Guerrilla und Staatsterrorismus das Land in eine blutige Auseinandersetzung gestürzt hätten. Dagegen hat der Staatsterrorismus weit mehr Opfer verursacht, und die Guerrilla hat nicht gefoltert und Sympathisanten der Gegenseite ermordet, niemanden entführt und aus dem Flugzeug ins Meer gestürzt oder die Kategorie der »Verschwundenen« erfunden. Bei Morden hat sie sich auf Vertreter der Repressionskräfte und Vertreter des Staates beschränkt. Ob die Opferzahlen stimmen oder übertrieben sind, 30.000 Opfer durch die Militärs und rund 17.000 durch die Guerrilla, wie das »Centro de Estudios Legales sobre el Terrorismo y sus Víctimas« (Celtv) behauptet, ob damit Parteipolitik gemacht wird, ist unerheblich. Jeder Entführte oder Getötete ist ein Opfer zu viel. Und das Schweigen der ehemaligen Guerilleros über deren Opfer ist nicht angebracht. Zum Beispiel die Ermordung des Unternehmers Soldati und seines Chauffeurs auf offener Straße, wobei einige »Montoneros« auf den Wagen feuerten und eine weitere Bombe unter dem stillstehenden Auto deponieren wollten, die nach 20 Minuten explodieren sollte, wenn Polizisten am Ort sein würden. Doch die Bombe explodiert in den Händen des Täters.

Trotzdem geht mit dem vorläufig letzten historischen Ausbruch von Gewalt die so lange überfällige Demokratisierung des Landes einher. Die Gewalt hat die Gewalttäter überwunden. Die Hybris hat, wie bei ihr üblich, zu ihren eigenen Bankrott geführt.

Die dritte Todsünde: Fememord Spektakulär sind zwei Morde an Mitgliedern des von Che Guevara gegründeten »Guerrillaheer der Armen« (Ejército Guerrillero de los Po-

bres, EGP) 1964. Sie zieht vor allem Mitglieder der »Kommunistischen Partei« an, die von ihrem bürokratischen Innenleben enttäuscht sind. EGP wird von Jorge Masetti geleitet, einem erfolgreichen Journalisten, der 1958 als erster ein Interview mit Castro und Guevara in der Sierra Maestra führte, die Nachrichtenagentur »Prensa Latina« gründete und nun zweiter Kommandant hinter dem formal ersten, Guevara, ist. Die Guerrilla soll mit 30 Mann in dem rauen, bergigen Gebiet nahe der bolivianischen Grenze operieren, bleibt aber isoliert und wird schließlich bei einer Konfrontation mit der Polizei weitgehend aufgerieben. Fortan spielt sie keine Rolle mehr. Grund der Erfolglosigkeit sind der sprunghafte und autoritäre Führungsstil Masettis, die geringe Bedeutung des Politischen im Verhältnis zum Militärischen und die Isoliertheit sowie die rauen Lebensbedingungen. Das ehemalige Mitglied der Guerrilla, der Psychiater Héctor Jouvé, hält die psychische Verfasstheit etlicher Mitglieder hinsichtlich ihrer Stabilität für bedenklich.

Die Morde nun dienen dem Zusammenhalt bzw. dem Überleben der Gruppe unter schwierigen Bedingungen. Beschönigt werden sie durch einen Kanon von Verboten, der mit ihrer Hilfe Legitimität vortäuscht. Nähere Ausführungen befinden sich in den »Bestimmungen über die revolutionäre Justiz« von 1972 und in dem »Kodex der revolutionären Strafjustiz« von 1975. Da steht auf Homosexualität, Hochverrat, Ausbeutung der Zivilbevölkerung, sexuellen Missbrauch, Raub und anderem die Todesstrafe.

Die »Vergehen« von »Pupi« Rotblat bestehen in Ohnmachts- und Asthmaanfällen, Desorientierung im Gelände und Nervenzusammenbrüchen. Als er darum bittet, von einem Patrouillengang vorzeitig zurückkehren zu dürfen, vermuten seine Kameraden, dass er fliehen würde, und befürchten, von ihm verraten zu werden. Deshalb wird er zum Tode verurteilt und durch Kopfschuss ermordet. Bernardo Grosswald, ein weiterer Guerillero und ehemaliger Bankangestellter, erträgt ebenfalls das militärische Klima und die Ausbildung nicht. Er hält sich nicht an die militärische Disziplin, reinigt sich nicht, weint häufig und masturbiert mehrmals am Tag. Das reicht für Gerichtsverfahren, Todesurteil und Ermordung.

In einem Interview erläutert Hector Jouvé die Hintergründe:

- »Warum war der militärische Verhaltenskodex der EGP so streng?«
- »Weil man in Kuba sagte, dass die Kämpfer galvanisiert werden müssten. Wenn es Homosexuelle gab, mussten sie sie, glaube ich, auch erschießen. Das war eine Kopie des Kodex, den die Guerrilla in Kuba verwendete. Camilo Cienfuegos und Che haben einige von ihnen erschossen.«
- »Was hat sich nach der Erschießung von »Pupi« geändert?«
- »Ich war dagegen. Mein Bruder und Gringo Canelo waren dabei. Ich habe nicht am Tribunal teilgenommen und mich geweigert, ihm den Gnadenschuss zu versetzen. »Wenn du nicht gehorchst, werde ich dich auch erschießen«, sagte Masetti zu mir. »Machen Sie, was Sie wollen«, antwortete ich.

- »Gab es einen Pakt des Schweigens über die Erschießungen?«
- »Ich konnte keine Verbesserung in der Gruppe feststellen. Das veranlasste »Pirrincho«, ebenfalls zu desertieren. Diejenigen von uns, die dabei waren, wussten, was passiert war. Genau wie bei der zweiten Erschießung, bei der ich Grosswalds Verteidiger war. Sie töteten ihn spontan, denn es gab nichts, womit man ihn hätte erschießen können. Er masturbierte und verzögerte den Marsch der Kolonne. Es ist wahr, dass die Wahl dieses Jungen äußerst dumm war. Ein Junge, der kurzzeitig war, aber so richtig kurzzeitig! Und der Plattfüße hatte. [...]«
- »Haben sich die Kriterien nach den Schießereien geändert? Sie haben eine Menge Leute gehen lassen. Warum waren sie bei »Pupi« und »Nardo« so rigoros?«
- »Es war willkürlich. Es war, als würde die Gruppe besser funktionieren, wenn man das tut. Nicht, weil das andere die Gruppe beeinflusst, sondern weil man sich auch darum kümmern musste. Es war eine Botschaft an die eine und die andere Seite; die Idee war, dass, wenn man einen erschießt, die anderen sich ändern und mehr Energie in die Dinge stecken würden. Keiner von denen, die erschossen wurden, war ein Kämpfer, sie waren Anwärter. Und sie hatten körperliche Schwierigkeiten, mit dem Tempo der Kolonne mitzuhalten.«

Auch die »Montoneros« haben ihre »Verräter« und die Konsequenz der Todesstrafe. Da die Führung glaubt, dass Folter zu ertragen sei, akzeptieren sie nicht die These, eine Aussage sei durch den Feind gewaltsam erzwungen worden, sondern stelle einen freiwillig begangenen Verrat dar.

1975 wird Fernando Rubén Haymal verhaftet. Er ist Spezialist im Bau von Verstecken für Waffen, Geld, Dokumente und auch Geiseln, die in sogenannten Volksgefängnissen festgehalten werden. Eine Technik, die von den uruguayischen Tupamaros erfunden wurde. Unter Folter gesteht Haymal, an solchen Bauten beteiligt gewesen zu sein und gibt so viele Einzelheiten preis, dass schließlich 36 »Montoneros« verhaftet werden, darunter auch der »hohe Offizier« der »Montoneros«, Marcos Osatinsky.

Einer der Besten Haymal wird freigelassen und erklärt gegenüber anderen Mitgliedern, dass die Militärs ihm mit der Ermordung seiner Familie gedroht hätten. Die »Montoneros« dagegen behaupten, dass 95 Prozent der Gefolterten nicht aussagen würden. Nach eingehender Prüfung kommen die »Montoneros« zu dem Schluss, dass Haymal ein Verräter ist und nach dem sogenannten Gesetzbuch der Revolutionsjustiz wegen Verrat, Verursachung von Folter, Demütigung und des Todes von Osatinsky zum Tode verurteilt wird. Da er sich wieder auf freiem Fuß bewegt, fällt es nicht schwer, ihn festzunehmen. Ein Verfahren wird nicht mehr anberaumt, sondern die sofortige Ermordung mit zwei Schüssen vollzogen. Anschließend wird er gefesselt und hinter einem Auto so lange über die Straße geschleift, bis der Körper fast unkenntlich geworden ist und auf einem Bürgersteig abgelegt wird.

Obwohl nur Familien von den Opfern des Staatsterrorismus mit bis zu 100.000 Euro entschädigt werden, erhält auch die Familie von Haymal eine Entschädigung.

Schließlich verurteilen die »Montoneros« einen ihrer Besten, den Populärsten, die Nummer drei, oft auch Nummer zwei genannten Roberto Quieto. 1938 geboren ist er etwa zehn Jahre älter als die meisten Mitglieder. Er wächst in einer Arbeiterfamilie auf und schließt ein Jurastudium mit Auszeichnung ab. Er gehört wie etliche andere seiner Generation zu den Kritikern der »Kommunistischen Partei«. Sie gründen neue Parteien und Guerrillabewegungen wie die »Vanguardia Revolucionaria« (VR) oder das »Ejército de Liberación Nacional« (ELN). Quieto schließt sich dem ELN an und ist 1966 zweimal in Kuba zur militärischen Ausbildung. Mit dem Tod Guevaras wenden sich die Mitglieder von der ELN ab und den Städten zu. Quieto wird Mitbegründer der marxistischen Revolutionären Streitkräfte »Fuerzas Armadas Revolucionarias« (FAR). Wie die Gründer der »Montoneros«, nur vor ihnen, führt auch Quieto eine spektakuläre Aktion durch, um seine Organisation auf einen Schlag bekannt zu machen, 1969 findet ein Angriff gleichzeitig auf 16 Läden einer Supermarktkette statt. Die Aufmerksamkeit liegt auf der Hand: Einer der millionenschweren Aktionäre, Nelson Rockefeller, kommt gerade als Gesandter von Präsident Nixon nach Argentinien.

1971 wird Quieto entführt, doch dank der öffentlichen Wahrnehmung und der Proteste von Anwälten wird seine Entführung als juristische Tat anerkannt. Quieto ist wieder da und wird in Rawson inhaftiert. Dort unternimmt er 1972 mit fünf weiteren führenden Mitgliedern von FSR, PRT-ERP und »Montoneros« den schon erwähnten spektakulären Ausbruch, der ihn zunächst nach Chile und von dort nach Kuba bringt. 16 weitere Häftlinge, denen die Flucht nicht gelingt, werden von den Militärs bei dem »Massaker von Trelew« in ihrem Zellentrakt erschossen. Später ist Quieto an der Vereinigung der FAR mit den »Montoneros« beteiligt, wodurch er zur Nummer zwei aufsteigt. Mit der Herstellung demokratischer Verhältnisse 1973 unter Cámpora vertritt er die peronistische Strategie des »Nationalen Wiederaufbaus und der Befreiung«, die von einer peronistischen Bewegung angeführt werden sollte, Deren Hauptkraft soll die Arbeiterklasse sein und den ersten Schritt zum Aufbau des Sozialismus unternehmen.

1974 veröffentlicht das Todesschwadron »Triple A« eine Liste derer, die ermordet werden sollen, darunter Quieto. Der Wissenschaftler Marín zählt in knapp zwei Jahren zwischen dem Tod Peróns und der Machtübernahme der Militärs 639 Tote und Verwundete durch »antisubversive« Handlungen und ebenso viele, 624, durch die Aktionen der »Subversiven«. Insgesamt gibt es in diesem Zeitraum 8.509 bewaffnete Vorfälle, die Hälfte davon allein 1975. In diesem Jahr gibt es auch bereits 359 Verschwundene. (Izaguirre)

Quieto beaufsichtigt 1974 die »Hinrichtung« des Polizeichefs von Buenos Aires Alberto Villar, der beschuldigt wird, die Särge der »Märtyrer von Trelew« gestohlen zu haben, die 1972 im Hauptquartier der Justizialistischen Partei in der Hauptstadt

beigesetzt worden waren. Er habe sich damit gebrüstet, »eine Kiste für jeden »Montonero« zu besitzen. Quieto ist auch Leiter der, wie schon erwähnt, von Galimberti durchgeführten Entführung der Zwillinge Juan und Jorge Born von »Bunge & Born«. Zugleich ermordet die »Triple A« den linken Anwalt Ortega Peña, bei dessen Beerdigung 350 Personen verhaftet werden.

Im Dezember 1975, noch während der demokratischen Verfasstheit des Landes, wird Quieto von Angehörigen des Ersten Armeekorps und der Bundespolizei in Zivil erneut verhaftet, Wie lange er gefoltert wird, um Informationen über die »Montoneros« zu erhalten, ist unbekannt, ebenso sein Todesdatum.

Revolutionäre Justiz Marxistische Freunde wie Juan Carlos Portantiero und José Aricó wissen von den starken Widersprüchen Quietos zur zunehmenden Militarisierung der »Montoneros«. So ist der Angriff auf die zweitgrößte Kaserne im Land, in der sich das 29. Gebirgsinfanterieregiment in der Provinz Formosa befindet, zur Erbeutung von Waffen mit 28 Toten, darunter elf »Montoneros«, eine Aktion, die Quieto intern nicht unterstützt, auch wenn sie filmreif mit einem in Buenos Aires gekaperten Linienflugzeug für den Hin- und Rücktransport der Angreifer durchgeführt wird.

Quieto ist auch nicht mit der Ermordung des liberalen früheren Innenministers der Diktatur, Mor-Roig, einverstanden, der bei Quietos Verhaftung unterstützend eingreift. Quieto schließt nicht die Möglichkeit aus, sich von den »Montoneros« zurückzuziehen. So wird der Verdacht, Quieto habe unter der Folter Informationen weitergegeben und müsse deshalb zum Tode verurteilt werden, zu einem entscheidenden Schritt im Machtkampf innerhalb der »Montonero«-Führung. Dieses Verfahren ist nicht nur juristisch unhaltbar, sondern auch politisch und moralisch. Hätte Quieto unter der Folter Wesentliches ausgesagt, hätte das unübersehbare Folgen gehabt, denn Quieto war für die militärischen Belange verantwortlich. So lässt das Verfahren vermuten, dass es um die Rivalität der beiden Führer geht. Der Autor Gillespie charakterisiert Firmenich als intellektuell mittelmäßig, pragmatisch, eher zynisch, als schlechten Strategen, der für einige Etappen in der Geschichte der »Montoneros« nützlich ist, der aber über wenig Charisma verfügt und daher nie ein echter volksnaher Führer ist.

In »Evita Montonera« wird über den Akt revolutionärer Rechtsprechung im Fall Quieto berichtet. Dort heißt es:

In den ersten Tagen des Jahres beantragt die Nationale Führung beim Nationalen Rat die Einleitung eines Revolutionsprozesses gegen Roberto Quieto »wegen Pflichtverletzung eines Revolutionärs, der in die Hände des Feindes gerät«. Wenige Wochen später, angesichts der Beweise, dass Quieto Informationen an den Feind weitergegeben hat, beantragt die Nationale Führung, dass er auch wegen Verrats angeklagt wird [...]. Im Februar wird das Revolutionsgericht eingerichtet,

das als erste Maßnahme beschließt, Quieto die Verwendung des Ranges eines höheren Offiziers zu entziehen und ihn in Abwesenheit zu verurteilen. [...] Selbst unter Folter zu sprechen, ist Ausdruck von schwerem Egoismus und Missachtung der Interessen des Volkes. [...] Diese Reihe liberaler und individualistischer Verhaltensweisen, so der Revolutionsgerichtshof, findet ihren Ursprung in der Praxis von R. Quieto, insbesondere bei schlechten Entscheidungen in Bezug auf Probleme seines Familienlebens [...] [Es folgt das Urteil] Aufgrund all dessen hat dieses Revolutionstribunal Roberto Quieto, unter Abwägung der dargelegten erschwerenden Umständen der Verbrechen Fahnenflucht im Einsatz und Verrat für schuldig befunden und schlägt Degradierung und Todesstrafe vor, die in der noch festzulegenden Weise und zum noch festzulegenden Zeitpunkt zu verhängen sind.

Was das Urteil nicht sagt, erklärt Firmenich in einem Interview. Es geht bei dem Prozess gegen Quieto nicht um ihn selbst, sondern um den Fall. Er dient der Schaffung einer Rechtsprechung für das Verhalten angesichts der kommenden Repressionen. »Wir lassen die Denunziation nicht zu, es erscheint uns nicht vernünftig, dass jemand denunziert, auch wenn die Folter sehr schrecklich sein kann.«

Die kritisierten Verhaltensweisen der »Montonero«-Führung, vor allem Autoritarismus und Entfernung von den Massen, zeigen sich in der Praxis. Die Feme-Morde entsprechen diesen Verhaltensweisen. Sie sollen in erster Linie als abschreckende Beispiele dienen. Wenn man sie mit bürgerlichen Gesetzen vergleicht, so wird auch ihnen gegenüber bei Nichtbefolgen mit Strafen gedroht. Der Unterschied zur revolutionären Gewalt aber besteht darin, dass die bürgerliche Gesellschaft größtenteils die Todesstrafe abgeschafft hat und eine Pluralität von Lebensweisen möglich ist. Die Rechtsprechung ist in einer Begrenzung und Kontrolle von Recht und Politik verankert. Ein solches bürgerliches oder auch republikanisches System von Freiheit ist bei einer Guerrilla nicht vorhanden. Eine Befreiungsbewegung, die den Umsturz der politischen Verhältnisse ansteuert, lässt Freiheit nur im begrenzten Rahmen von Kampf und Befreiung zu. Sie kritisiert entschieden, wie im Fall der »Montoneros«, die Prinzipien des Liberalismus, nicht als Kategorie des Wirtschaftens, sondern der Moral, der Schaffung des neuen Menschen. Dabei übernimmt aber die Bewegung die in der kritisierten und bekämpften Gesellschaft praktizierten Verhaltensweisen, Mentalitäten und Werte.

Firmenich scheint auch nach dem Untergang der »Montoneros« vom neuen Menschen zu träumen:

Es ging nicht nur um eine neue Gesellschaft, eine Änderung der Struktur, eine Änderung des rechtlichen Rahmens oder eine bloße Änderung des Eigentums an den Produktionsmitteln; es ging um eine neue Gesellschaft auch in kultureller und geistiger Hinsicht. Eine Gesellschaft, die einen neuen Menschen hervorbringt, und dieser neue Mensch war die Zukunft der Gesellschaft. Die revolutionären Kämp-

fer sollten sich diesem neuen Menschen annähern oder ihn sogar verkörpern. (Im Interview mit Pigna)

Deshalb kann es keinen Liberalismus geben. In einer langen Erklärung dazu in »Evita Montonera« heißt es:

Der Liberalismus ist in revolutionären Organisationen äußerst schädlich. Er ist ein ätzendes Mittel, das die Einheit und die Solidarität bricht, Untätigkeit und Desertion erzeugt. [...] Der Liberale duldet keine Anonymität. Der Liberale widersetzt sich der Organisation, jeder Form von Organisation oder Kritik, weil er seine egoistische Individualität verteidigt. Und wenn er durch besondere Situationen dazu gezwungen wird und sich gegen seine Untätigkeit wehren will, wird er zum Dauerkritiker, der nie Lösungen anbietet und sich am Ende abgrenzt. Der Liberale wehrt sich dagegen, seine persönlichen Probleme anzufassen. Er trennt sein politisches Leben von seinem Privatleben. Er will die Facetten seines Lebens, an deren Veränderung er kein Interesse hat, nicht zeigen, auch wenn er weiß, dass sie notwendig ist und das Ganze es verlangen würde. (Nr. 3, März 1975)

Der Liberalismus ist der Hauptfeind der bewaffneten Avantgardeorganisation, und die geforderte Einheit des privaten und politischen Lebens verkörpert ihren totalitären Anspruch. Das politische und moralische Leben muss revolutionären Prinzipien folgen, die einen »kompromisslosen, gehorsamen, aufopferungsvollen, effektiven und überzeugten Kämpfer« ausmachen, dessen Privatleben ebenfalls angeblich revolutionären Prinzipien folgt und »ehelicher Treue, Monogamie und Heterosexualität« verpflichtet ist. (Slipak) So wie die Avantgarde-Konstruktion leninistische Züge trägt, so die innere Gleichschaltung durch Kritik und Selbstkritik maoistische.

Die vierte Todsünde: Opferheld sein Zu den zentralen Elementen einer sich diktatorisch gebärdenden Befreiungsbewegung gehört neben Avantgarde und Massen die Person des Märtyrers. Er stirbt für die Sache und die Bewegung. Er ist eine besondere Spezies des Helden, dessen niedrigste Erscheinungsform das Beispiel ist, das Vorbild, und dessen Überhöhung der Held und schließlich der sterbende Held ist. Bei jeder politischen Bewegung gibt es mindestens eine solche Figur. Sie ist namentlich bekannt, sie wird mit Texten, Bildern und Berichten erinnert, auch überhöht und mystifiziert. Ihr Geburtsort oder Grabstätte wird zu einem Wallfahrtsort.

Märtyrerdienste der Massenmobilisierung. So ruft Firmenich als Vorsitzender der »Montoneros« den 40.000 Versammelten im August 1973 im Stadion von Atlanta zu: »Heute gedenken wir des Todes all unserer Märtyrer, des Kampfes eines ganzen Volkes und des Beispiels jener großen Revolutionärin, die uns noch immer erleuchtet und unseren Kampf leitet, der Genossin Evita«.

Eine Gruppe von »Montoneros« will einen Anschlag verüben, doch die mitgebrachte Bombe tötet die Aktivistin Alicia Camps auf der Stelle. Es ist Oktober 1973, es herrschen demokratische Verhältnisse, Perón hat die Wahlen im September mit überwältigender Mehrheit gewonnen. Man kann kaum behaupten, die Bombe habe die Demokratie verteidigt. In der Wochenzeitschrift der »Montoneros«, »El Descamisado«, wird ein Nachruf veröffentlicht (Okt. 1973, Nr. 20, S. 8)

Alicia »Elena« Camps: Anwesend

Du warst und bist in der Erinnerung aller Kameraden, die Dich kannten, und auch derer, die Dich nicht kannten.

Du warst noch keine 24 Jahre alt, aber Du hast bereits gekämpft und hart gekämpft. Du warst die erste Tote deiner Organisation: DESCAMISADOS.

Elena: heute und immer zusammen mit Evita und mit all unseren Gefallenen bist Du immer noch in uns präsent, du rufst immer noch: WIR WERDEN IN EINEM JAHR SIEGEN ODER WIR WERDEN IN 10 JAHREN SIEGEN, ABER WIR WERDEN SIEGEN!

Ein zynischer und schwülstiger Text, der aus Opfern Helden macht und Helden opfert, Opferhelden, Heldenopfer. Die Tote wird angesprochen, als ob sie sich in einem Zwischenreich zwischen Leben und Tod befinden würde, sie ist tot, aber noch anwesend. Sie kann so für einen ideologischen Appell des Zusammenhalts herhalten. Seht her, so sieht eine vorbildliche Kämpferin aus. Der Opfertod ist das höchste Mittel, er dient dem Ziel am meisten. Sie wäre zwar gern am Leben, aber darüber konnte sie nicht entscheiden. Sie wollte eine Heldin sein, aber keine Selbstmordbombe, auch keine Selbstmordattentäterin. Die Bombe explodierte nutzlos. Nun muss die Tote wenigstens noch für den ideologischen Nutzen herhalten. Sie war einfach ungeschickt, Heldin aus Ungeschicklichkeit? Wir können sie gut als Märtyrerin gebrauchen. Sie ist zwar nicht im Kampf mit dem Gegner gestorben, sondern wegen der eigenen Ungeschicklichkeit. Das wird verschwiegen, vielmehr wird sie als die Erste eines ganzen Heldenfriedhofs gewürdigt. Dass sie und die künftigen Toten mit Evita zusammen im Totenreich vereint sind, gibt dem Ganzen noch einen zivilreligiösen Anstrich. Schließlich hat sich die Aussicht auf den Sieg in spätestens zehn Jahren zerschlagen. Es ist nicht nur alles vergeblich, sondern auch von vornherein ein Unterfangen, das sich mit hohem Risiko an einer waghalsigen Beruhigungsspielle orientiert, »es wird schon klappen«. Die ausschließlich auf Gewalt beruhenden und sich von den übrigen Peronisten und der Bevölkerung isolierenden Strategie macht die »Montoneros« blind für die Realität. Die illusionäre große »Gegenoffensive« hat nur den Heldenfriedhof weiter gefüllt.

Beispielhaft hat sich Norma Arrostito verhalten, Beteiligte am Mord an Aramburu, in der ESMA inhaftiert und noch lange am Leben, um weitere Verhaftete zu identifizieren, so die vergebliche Hoffnung der Militärs. Keine Verräterin, sondern dank

ihrer politischen und militärischen Präsenz »ein wichtiges Element für die Entwicklung und Stärkung unserer Partei.« Zeitweise die meistgesuchte Frau Argentinien. »Heute ist sie durch die Kugeln der Diktatur gefallen, aber immer noch bei uns in ihren Beziehungen und durch ihr Beispiel.«

Ein positives Beispiel ist auch Moustache. Angesichts seines Todes wird er in die Galerie der Beispielhaften aufgenommen. »Moustache ist sicher tot, und wir müssen lernen, solche Niederlagen in Siege umzuwandeln. Der Feind ist ein Spezialist für Lügen, wir müssen Spezialisten für Wahrheiten sein. Der Feind stiehlt Leben, Arbeitskraft und sogar Illusionen. Und all das müssen wir zurückspielen.«

Die Lebenswege der kriegerrisch als »Gefallene« Bezeichneten sind vorbildlich, der Tod durch eine positive Tat ist daher schön, die Sache gerecht und daher noch im Tod eine Beförderung gerechtfertigt. Kampfgruppen erhalten ihren Namen. Heldentaten sind äußerst riskante und ungeahnte Aktionen, wie der erwähnte Überfall auf eine Kaserne.

Der Ausbruch aus dem Gefängnis in Rawson und die Flucht mit einem entführten Flugzeug nach Chile erscheint als heldenhaft, doch die Tatsache, dass nicht alle mitfliehen können und daraufhin eines Nachts von den Militärs aus ihren Zellen geholt und ermordet werden, verleiht dem Verlauf einen tragischen Aspekt. Ebenso die Tatsache, dass die Ermordeten keine führenden Vertreter von ERP und »Montoneros« wie Santucho und Vaca Narvaja sind, denen die Flucht glückt, hinterlässt einen schalen Beigeschmack. Helden sind nur die erfolgreich Geflohenen. Die Ermordeten konnten nicht fliehen, sind weder Helden noch Märtyrer, auch nicht im Kampf gestorben, sondern wehrlos liquidiert.

Dass schließlich die drei Überlebenden des Massakers von Trelew bei der »Gegenoffensive« Jahre später um ihr Leben kommen, ist angesichts ihrer Vorgeschichte tragisch.

Eher dilettantisch als heldenhaft ist der Angriff auf die bereits erwähnte zweitgrößte Kaserne des 29. Gebirgsinfanterieregiments in der nördlichen Provinz Formosa im Oktober 1975. Das Ziel, möglichst viele Waffen zu erbeuten, wird mit 50 erbeuteten Waffen bei weitem nicht erfüllt. Es sind weniger als erhofft.

In einem 40-seitigen Bericht der »Montoneros« wird von dem waghalsigen Unternehmen berichtet:

Die Schlacht beginnt: Die Soldaten – bewaffnet oder unbewaffnet – widersetzen sich dem Befehl, sich zu ergeben. Überall leisteten sie erbitterten Widerstand, der teilweise selbstmörderisch war. Eingeflößt von einem mythischen Schrecken der »Extremisten, Drogensüchtigen, wütenden »Soldaten«, die gnadenlos töten. [...] Um eine ungefähre Vorstellung von der Intensität des Angriffs zu bekommen, muss man auf beiden Seiten von etwa 60 Personen ausgehen, die gleichzeitig mit FAL, Pistolen, Maschinengewehren, dem schweren Maschinengewehr MA und Granaten schossen. [...] Es gab starken Widerstand, der den Vormarsch des Zuges

verlangsamte und es den meisten von ihnen ermöglichte, durch die Straßen zu entkommen. [...]. Der Einsatz von Granaten entscheidet einen Kampf von drei gegen mehr als dreißig zu unseren Gunsten.

ÜBERNAHME DES DIENSTKOMMANDOS Dies geschieht durch den Kommandozug ohne größere Schwierigkeiten, indem der Wachsoldat entwaffnet wird. Dort wird die Waffenkammer aufgestoßen und mehr als 50 FAL-Gewehre und ein FAP-Maschinengewehr, das wir sofort in Betrieb nehmen, werden gefunden.

BILANZ DES ANGRIFFS AUF DIE KASERNE Im Angriff auf die Kaserne verlieren wir die gesamten Züge 2, 3 und 4, mit Ausnahme von zwei Kameraden, die sich aus der Wache zurückziehen können. Diese Tatsache veränderte die Operation erheblich [...]. Zu den etwa dreißig mit FALs bewaffneten Soldaten, die mit der Schießerei begannen, gesellten sich Offiziere und Unteroffiziere aus der Nachbarschaft und mindestens fünf weitere Soldaten, die zehn Minuten nach Beginn des Angriffs Wache hielten. Die Schießerei ist beeindruckend und man verliert den Überblick darüber, wo genau geschossen wird, wie viele von ihnen schießen und welche Art von Waffen sie verwenden. Hinzu kommt, dass wir auf der Seite, von der aus der Hauptgegenangriff erfolgte, ohne Verteidigung dastanden, während sie ihre Stellungen verstärkten, um auf uns vorzurücken, und wir sollten hier hinzufügen, dass zu diesem Zeitpunkt fünf der sechs Fahrzeuge, die bei dem Angriff eingesetzt wurden, bereits durch das gegnerische Feuer außer Gefecht gesetzt waren.

Die bei dem Angriff erschossenen »Montoneros« werden in einem Massengrab in der Nähe beerdigt. Etwa 20 Überlebende werden von den »Triple A« vor und während der kurze Zeit später errichteten Militärdiktatur ermordet.

Angesichts der hohen Verluste werden während der Diktatur Durchhalteparolen mit Appellen an das Heldentum ausgegeben. »Heute, weniger als zwei Jahre der Gorilladiktatur, nur acht Monate nach jenem Aufruf, spüren wir neben dem tiefen Schmerz in unseren Herzen auch die Hoffnung, die Tochter des Heroismus des Volkes, und die Genugtuung, dass ein unaufhaltsamer Prozess in Gang gekommen ist«.

(Movimiento)

Zum Märtyrer wird aber schließlich doch noch ein »Montoneros« erkoren, das führende Mitglied, Sabino Navarro. Vielleicht können nur sie Märtyrer sein. Der Weg dorthin beginnt mit einem Feuergefecht mit der Polizei, der er schwer verwundet entkommen kann. In »Evita Montonera« heißt es drei Jahre später:

Nachdem er tagelang durch die Sierra de Alta Gracia gewandert war, befahl Negro Sabino seinem Kameraden, ihn allein zu lassen, zu fliehen. Es war keine Bitte, es war ein Befehl. Einer jener Befehle, die der Negro selten gab. Es war ein Befehl, zu verschwinden und ihn seinem Schicksal zu überlassen. Der Begleiter gehorchte und glaubte, dass der Negro auf der Stelle fallen würde. Sabino hatte eine Wunde am Bein und eine Wunde in der Brust. Er hatte Fieber und seine Wunden bluteten ständig. Er war auch ohne Essen und Trinken.

Kurz darauf wurde der Genosse von der Polizei gefasst und gezwungen, denselben Weg zurückzugehen. Als sie an dem Ort ankamen, wo der Anführer der »Montoneros« zurückgelassen worden war, trafen sie auf niemanden. Der Negro entkam erneut.

Es war seine letzte mutige Tat, an die sich die Menschen am meisten erinnern. Der Negro ging mehr als zehn Kilometer allein, fast bewusstlos vor Fieber. Und schwach, erschöpft durch den Blutverlust. Fast völlig kraftlos stürzte der Negro einen Abhang hinunter und verlor das Bewusstsein. So überkam ihn der Tod. Es war der 1. August 1971.

Niemand weiß, wo Navarro verblieben ist. Die »Montoneros« beauftragen einen ihrer Genossen mit der Suche. Er findet die Sterbeurkunde und das Grab in Córdoba. Offiziell ist die Leiche wieder exhumiert worden, weil die Grabstätte nicht bezahlt wurde. Der Genosse spricht mit dem Friedhofspersonal. Das weiß, dass über dem Sarg von Navarro der Sarg einer Frau namens Machado beigesetzt wurde. Sie graben und finden den Leichnam von Navarro. Dessen Hände fehlen, offenbar wurden sie zur Identitätsfeststellung abgetrennt.

Der Negro war wieder unter uns. Beim Anblick seiner Gefährtin, die drei Jahre der Ungewissheit und des Schmerzes ertragen musste, bekam ich einen Kloß im Hals. Aber ich blickte auf die Kinder des Negro, die er so sehr liebte, jene Kinder, die auf ihren heldenhaften Vater stolz waren [...], und ich war glücklich. Glücklich und sicher, dass Negros Opfer nicht vergeblich war! [...] einen Leichnam, die die Vaterlandsfeinde drei Jahre lang versteckt hatten. [...] Den Negro haben wir schon gerettet. Evita, die Bannerträgerin des Volkes seit mehr als zwanzig Jahren, werden wir ebenfalls retten, auch sie werden wir zu ihren Descamisados zurückbringen, wie auch immer.

Die Familie befürchtet eine Heroisierung Navarros als Märtyrer, durch die unausweichlich seine Enteignung von seiner Familie einhergehen würde.

Ein überragendes Beispiel ist auch Marco Osatinsky, der angeblich von einem Genossen Verratene. Osatinsky war der Organisator der Flucht aus dem Gefängnis in Rawson. Es war »sein großes Meisterwerk«, heißt es in »Evita Montonera«.

Er wusste immer, wenn man etwas brauchte. Freigiebig, offen, hatte er immer das Richtige. Die Genossen gingen zu ihm, um sich bei familiären Problemen Rat zu holen. Er war immer ein Vorbild. Seine Partnerin war vorbildlich. Er hat das Familienleben nie von der Militanz getrennt. Ihm war daran gelegen, diese Aspekte zu integrieren. Er wurde wegen seiner Fähigkeiten nicht nur respektiert, sondern auch sehr geliebt. Kurzum, er war ein echter Chef.

Als besonders warmherzig wird auch Arturo Lewinger im höheren Offiziersrang der »Montoneros« geschildert. Er soll Vorbild sein, aber es bleibt nur die Erinnerung an einen »Gefallenen«:

Der Spezi baute immer eine gefühlvolle Beziehung zu den Genossen auf; er nahm sich Zeit, mit denen zu sprechen, die Probleme hatten, sie zu unterstützen, ihnen Rückhalt zu geben. Er war niemand, der Zugeständnisse machte, aber er hatte viel Respekt vor seinen Kameraden; so konnte er einen Führungsstil erreichen, der immer weniger zentralistisch war – und mehr auf Teamarbeit setzen.

Zwei Leichname mit Märtyrer-Status Der erste ist der Leichnam von Evita Perón, der zweite jener von Fernando Aramburu. Das mag verwundern, denn es handelt sich nicht um Märtyrer der soeben vorgenommenen Definition. Evita ist Märtyrerin, weil sie im Kampf für ihr »peronistisches Volk« gegen den Krebs verloren hat. Sie, die die Massen vom Balkon der »Casa Rosada« in emotionale Bewegung versetzen konnte, trotz der zunehmenden Erkrankung, die ihr im Übrigen von ihrem Mann und dem behandelnden Arzt verschwiegen wurde, ihr Bestes gegeben,

Nach dem Tod von Evita 1952 plant Perón die Errichtung eines großen Mausoleums, das ein Ort für verdiente argentinische Persönlichkeiten werden soll. Vielleicht ähnlich dem Memorial Lincolns in Washington oder Kubiceks in Brasília. Die Zeit verstreicht. Der Leichnam ist einbalsamiert und befindet sich in dem Gewerkschaftsgebäude der CGT. Unausweichlich nähert sich der nächste Putsch, 1955 von Aramburu und anderen vollführt. Kaum findet er statt, transportieren schon die Militärs den Leichnam ab, um keine Pilgerstätte zu ermöglichen. Es ist bekannt, dass neben dem einbalsamierten Körper noch zwei weitere Wachsfiguren angefertigt wurden. Um die Echtheit des Leichnams zu prüfen, wird ihm ein Finger abgenommen. Es ist der echte. Der Körper wird eine Zeit lang in einer Waffenkammer des Militärs abgestellt. Aramburu hat dazu Carlos Moori König, den Chef des militärischen Nachrichtendienstes, beauftragt. König gibt den Leichnam in die persönliche Obhut seines Stellvertreters, Major Eduardo Arandía, der sie auf seinem Dachboden verstreckt. Eines Nachts vermutet er Einbrecher in seiner Wohnung und zieht seine Pistole. Ein fataler Irrtum, bei dem er seine schwangere Frau erschießt.

König bringt Evita in sein Büro, wo er sie in aufrechter Position aufstellt, versteckt in einer Kiste, die ursprünglich Material für Radioübertragungen enthielt. Der Vatikan ermöglicht die Überführung und Beerdigung unter falschem Namen in Mailands Cimitero Maggior. 14 Jahre lang wird Evitas Grab von jemand gepflegt, die glaubt, dass in dem Grab eine Mailänderin liegt.

Erst 1971 ermöglicht Präsident Lanusse die Rückführung, zunächst allerdings zu Peróns Wohnsitz in Madrid. Es wird berichtet, dass Peróns Frau Isabel den Leichnam in ihrem Haus ertragen muss, auch Evita regelmäßig frisiert wird. Erst nach

Peróns Tod wird der Leichnam im November 1974 nach Buenos Aires gebracht, restauriert und neben Perón beerdigt.

Isabel greift die Idee des großen Mausoleums folgenlos auf. Die Militärs ordnen die Beisetzung im Grab der Familie Eva Duartes an. Die Konflikte innerhalb der peronistischen Bewegung führen dazu, dass die »Montoneros« ihre Forderung nach Rückgabe gegenüber der Regierung Isabel Peróns mit ungewöhnlichem Druck durchsetzen wollen. Sie stehlen dazu den Leichnam Aramburus, der 1970 verstarb und auf dem Friedhof »La Recoleta« beerdigt wurde.

Am 15. Oktober 1974 ist es so weit, die Gruppe wird von Francisco »Paco« Urondo angeführt. Ziel ist es, die Regierung von Isabel Perón unter Druck zu setzen, die Leiche von Eva Perón nach Argentinien zurückzubringen. Die aufwendige Friedhofsoperation umfasst die Überwältigung eines Polizisten mit amourösen Mitteln, die Nutzung eines gestohlenen Müllwagens und kreative Improvisation, um den schweren Sarg aus der Gruft zu heben und abzutransportieren. Der Vorfall hatte eine starke symbolische Bedeutung und demonstrierte die strategische und ideologische Entschlossenheit der »Montoneros«.

Die fünfte Todsünde: Zyankali Damit Fememorde überflüssig werden. Am 28. Dezember 1975 wird Roberto Quieto auf einem Spielplatz in Martínez, Provinz Buenos Aires, verhaftet. Einige Zeit später werden dem Anführer nahestehende Aktivist*innen entführt und einige seiner Häuser durchsucht, was zum Verlust von Waffen und für die Organisation wichtigen logistischen Ressourcen führt. In der Überzeugung, dass diese Ereignisse darauf zurückzuführen sind, dass der durch Folter gebrochene Quieto ein Geständnis abgelegt hat, beschließt die Nationale Führung die Verwendung von Zyankali-Kapseln. Durch Selbstmord sollen weitere Geständnisse verhindert werden. Zunächst ist die Anwendung für die höheren Offiziere obligatorisch, doch auf Wunsch der übrigen Mitglieder wurde sie allen Kämpfern zur Verfügung gestellt.

Paco Urondo Er ist gerade 46 Jahre alt und wird regionaler Verantwortlicher der Montoneros. Die Diktatur hat sich jetzt erst installiert, und viele, auch im Ausland, entdecken nun den begnadeten Dichter – und der fährt an diesem Tag mit dem Auto nach Mendoza und gerät in eine tödliche Falle der Polizei. Er wird angehalten, die Polizisten gehen auf ihn zu, jetzt ist die Stunde des Überlebens. Seine Lebensgefährtin mit dem elf Monate alten Kind Angela weiß, wie man sich an Pacos Stelle verhält. Er bittet sie dringend, auszusteigen und bei einem Geschäft in Sicherheit zu gehen, während er ihnen Feuerschutz gibt. Er weiß, dass seine Munition binnen Minuten erschöpft ist und er der Übermacht erliegen wird. Sie werden ihn nicht gleich erschießen, sondern mitnehmen, um ihn auszuquetschen und so viele Namen wie möglich von »Montoneros« und anderen Oppositionellen zu erhalten.

Rodolfo Walsh gibt jedoch in einem Text vom 29. Dezember desselben Jahres eine andere Version von Urondos Tod wieder, so der ehemalige Aktivist und Herausgeber der Zeitschrift »Lucha armada en la Argentina« Sergio Bufano:

Pacos Versetzung nach Mendoza war ein Fehler. Cuyo (Region, WH) erlitt seit 1975 einen ständigen Aderlass, den man nicht weiter ertragen konnte. Paco hielt es nur ein paar Wochen lang aus. [...] Es war zum Fürchten, was passierte. Es gab ein Zusammentreffen mit einem feindlichen Fahrzeug, eine Verfolgungsjagd und zur gleichen Zeit eine Schießerei zwischen den beiden Autos. Da waren Paco, Lucía mit ihrem Baby und ein Kollege. Sie hatten eine MP, aber die war im Kofferraum, und man kam nicht an sie heran. Schließlich hielt Paco an, suchte etwas in seiner Kleidung und sagte: »Schießt Ihr zuerst«. Dann fügte er hinzu: »Ich habe die (Zyanid-)Pille genommen und mir ist schon schlecht«. Die Begleiterin erinnert sich, dass Lucía sagte: »Aber Papa, warum hast du das getan?«. Paco wurde zweimal in den Kopf geschossen, obwohl er wahrscheinlich schon tot war.

Walsh, der mit Paco Urondo befreundet war und die Ereignisse akribisch genau schildert, fügt hinzu, dass der Vorfall »in einem Kontext der Niederlage« stattfand, was bedeutet, dass viele Aktivisten – und wahrscheinlich auch Urondo – nicht in der Lage waren, das Klima der Repression und des Todes zu ertragen, das 1976 herrschte. Die Denunziationen, der Verrat, der Vormarsch der Militärdiktatur hatten eine Demoralisierung verursacht, die mit allen Mitteln, sogar mit Lügen, vertuscht werden musste. Wie sollte man erkennen, dass Paco Urondo, ein revolutionärer Dichter, der das Gefängnis kannte und dessen militante Verdienste bemerkenswert waren, durch die überstürzte Einnahme von Zyankali ums Leben gekommen war, ohne Widerstand gegen den Tod, wie es einige Verfahrensregeln vorsehen? Der Einsatz von Gift war erlaubt, wenn es keine Möglichkeit mehr zur Flucht gab oder wenn das Opfer unbewaffnet der Polizei gegenüberstand. Aber Paco, entmutigt wie ein großer Teil der Militanten, die Ende 1976 die katastrophale Situation in den Reihen der Guerrilla sahen, entschied sich zu sterben, obwohl er vielleicht hätte leben können. Oder zumindest dem Feind Verluste zufügen. Diese Haltung, diese Geste des Selbstmords, die angesichts der Niederlage, die Walsh definiert, so menschlich ist, konnte von der »Montonero«-Führung nicht toleriert werden, die in ihrer offiziellen Zeitung die Tatsachen änderte, um eine mögliche Ansteckung mit der Verzweiflung, die den Dichter befallen hatte, zu vermeiden. Jeder, der die Guerrilla-Militanz nach dem Putsch von Videla miterlebt hat, wird sich an die tiefe Skepsis erinnern, die sich nach dem 24. März auszubreiten begann.

Die Führung nimmt Zyankali, sie entflieht in den Tod, um das Leben zu retten, jenes der anderen, der Organisation, der Zukunft, das von Angela. Paco Urondo ist tot, lautet die Schreckensnachricht, wie die der vielen führenden Kader, die umkommen.

In dem letzten seiner postum veröffentlichten Gedichte thematisiert Urondo die Widersprüche in der Bevölkerung, die einen revolutionären Weg deutlich erschweren. Das Gedicht lautet:

Por Soledades

Un hombre es perseguido, una / familia entera, una organización, un pueblo. La / responsable de esta situación no es la codicia, sino un / comerciante con sus precios, con la imposición de las reglas del juego. Los empresarios, la policía / con la imposición / de las reglas del juego. Por eso / ese hombre, ese pueblo, esa familia, esa organización, se / siente perseguida. Es más, comienzan / a perseguirse entre ellos, a delatarse, / a difamarse, y juntos, a su vez, se lanzan a perseguir / quimeras, a olvidarse de las legítimas, / de las costosas pero realizables aspiraciones; / marginan la penosa esperanza. / Entonces toda la familia, todo el pueblo, entra / en el nivel más alto de la persecución: la paranoia, esa refinada búsqueda de los perseguidos históricos y culturales. Y ésta / es la triste historia de los pueblos / derrotados, de las familias envilecidas / de las organizaciones inútiles, de los hombres solitarios, la / llama que se consume sin el viento, los aires / que soplan sin amor, los amores que se marchitan / sobre la memoria del amor o sus fatuas presunciones.

Durch Einsamkeiten

Ein Mann wird verfolgt, eine / ganze Familie, eine Organisation, ein Volk. Verantwortlich / für diese Situation ist nicht die Habgier, sondern ein / Händler mit seinen Preisen, mit der Auferlegung / der Spielregeln. Die Unternehmer, die Polizei / mit der Auferlegung der Spielregeln. Deshalb fühlt sich dieser Mann, dieses Volk, diese Familie, diese Organisation / verfolgt. Mehr noch, sie beginnen, / sich gegenseitig zu verfolgen, sich zu verraten, / zu verleumden, und gemeinsam jagen sie / Illusionen, vergessen die legitimen, / die kostspieligen, aber realisierbaren Bestrebungen; / verdrängen die mühsame Hoffnung. / Dann gerät die ganze Familie, das ganze Volk / auf die höchste Ebene der Verfolgung – die Paranoia, dieses / letztendliche Stadium der Suche der historisch und kulturell Verfolgten. Und das / ist die traurige Geschichte der besiegten / Völker, der entwürdigten Familien, / der nutzlosen Organisationen, der einsamen Menschen / die Flamme, die ohne Wind erlischt, die Lüfte, / die ohne Liebe wehen, die Lieben, die / bei der Erinnerung an Liebe oder deren eitle Anmaßungen welken.

Ein großer Dichter, den die Öffentlichkeit kennenzulernen verdient hätte. Ein feinfühligster und zunächst surrealer Poet. Der von der Literatur zur Politik kam. »Ich habe zur Waffe gegriffen, weil ich das gerechte Wort suche«, sagte er. 1973 veröffentlicht er das Interview »Das erschossene Vaterland« (La Patria fusilada). Ein Idealist, der ungeübt für die Menschlichkeit eintritt. Die an seiner Ermordung beteiligten Polizisten und weitere werden 2010 wegen Beteiligung an 24 Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu langjährigen Haftstrafen verurteilt. Anschließend erklärt die

Tochter: »Dieser Akt der Gerechtigkeit gibt uns das beruhigende Wissen, dass wir nicht mehr mit den Massenmördern durch dieselben Straßen gehen«. Auf dem Gelände des ehemaligen Folterzentrums in der ESMA in Buenos Aires ist ein Gebäude für Kulturaktivitäten nach ihm benannt. Wie gern würden wir ihn hören.

Benefacción

Piedad para los equivocados, para / los que apuraron el paso y los torpes / de lentitud. Para los que hablaron bajo tortura / o presión de cualquier tipo, para los que supieron / callar a tiempo o no pudieron mover / un dedo; perdón por los desaires con que me trata / la suerte; por titubeos y blabuceos. Perdón / por el campo que crece en estos espacios de la época / trabajosa, soberbia. Perdón / por dejarse acunar entre huesos / y tierras, sabihondos y suicidas, ardores / y ocasos, imaginaciones perdidas y penumbras.

Wohltätigkeit

Barmherzigkeit für die Fehlgeleiteten, für die, die das Tempo überstürzten und die, die ungeschickt waren / bei der Langsamkeit. Für die, die unter Folter sprachen / oder Druck jeglicher Art, für die, die es verstanden, rechtzeitig zu / schweigen oder keinen Finger rühren konnten; für die Kränkungen, mit denen das Schicksal mich behandelt; für das Zögern und Stottern. Verzeihung / für die Landschaft, die in diesen Räumen der Zeit wächst

Im Januar 1977 zirkuliert unter den »Montoneros« ein Dokument mit dem Titel »Bericht über die Grundlagen und die Verwendung von Zyankali«. Voraussetzung ist die Losung eines jeden »Montonero«: »Widerstand bis zur Flucht oder zum Tod.« Es werden organisatorische Maßnahmen ergriffen, im äußersten Fall die Flucht zu ermöglichen, Planung von Terminen, die Entscheidung, bewaffnet zu gehen, Pläne für die Verteidigung der Häuser usw.

Vierzig Tage vor dem bevorstehenden Staatsstreich verhängt das Revolutionstribunal das Todesurteil gegen den führenden »Montonero« Roberto Quieto. Er hätte die Pille nehmen sollen.

Jahre später rechtfertigte Firmenich den Selbstmord als einen Akt extremer Hingabe an die Sache der nationalen Befreiung:

Wie war es möglich, dass derjenige, der der »neue Mensch« sein sollte, unter der Folter singen konnte? [...] Wir haben von da an zwei Dinge festgelegt: einen Prozess in Abwesenheit von Quieto, der einen wirklich symbolischen Wert hatte. Wir wussten, dass wir keine Spur von ihm haben würden [...] In diesem Prozess wurde Quieto verurteilt, weil er unter der Folter gesungen hatte, verurteilt, weil er denunziert hatte. Das hatte den Effekt, dass man sagte: »Wir lassen die Denunziation nicht zu, es erscheint uns nicht vernünftig, dass jemand denunziert, auch wenn die Folter sehr schrecklich sein kann [...] Und dort wurde für die Mitglieder

der Führung der obligatorische Charakter der Zyankalikapsel festgelegt, um sich nicht lebendig zu ergeben. (Pigna)

Der Alltag mit Zyankali mutet in seiner Normalität bizarr an. So beschwert sich Rulo von der Nordkolonne bei der Leitung, dass sie keine Tabletten und Waffen bekamen. »Wir vom Norden baten darum, aber sie verweigerten sie uns. So fingen wir an, sie selber herzustellen. Wir bekamen Zyankali, so etwa ein halbes Kilo. Die Menge reichte aus, um die ganze Bande umzubringen, und wir lachten uns darüber kaputt.« (Celosio, Waissberg)

Es gibt bei allem Heldenmut natürlich auch Trauer und die Beschäftigung mit dem Tod. Der Lebensgefährte einer Entführten schreibt ihr. Es ist der erste Brief nach Ihrem Tod

der viel aussagt, oder besser gesagt, alles aussagt. Was war Dein Tod, wenn nicht das Leben selbst? Was Dein Widerstand, wenn nicht die Überzeugung eines Kampfes? [...] Was ich Dich fragen möchte – obwohl ich es mir vorstellen kann – ist, was Du gefühlt hast, es ist eine Sache, bereit zu sein, getötet zu werden, es ist eine andere, zu sagen: Töte mich jetzt! – Hier und jetzt! Ich will nicht sagen, dass sie unterschiedlich sind, aber zwischen der Bereitschaft und der Entscheidung gibt es eine Strecke, von der wir wissen, dass viele auf der Strecke geblieben sind.

In diesem Sinne wurde auf der Rückseite der Ausgabe 13 von »Evita Montonera«, unter dem Titel »Ich möchte mich nicht lebendig ergeben« berichtet, wie ein Kämpfer seine »Kameradin« tötete, nachdem sie ihn darum gebeten hatte, um »sich nicht lebendig« dem »Feind« auszuliefern. Angesichts der Tatsache, dass beide in Erfüllung eines »gerechten Befehls der Organisation« die »Revolution« und die »Organisation« über ihr Leben gestellt hatten, wurde ihre Beförderung und Auszeichnung beschlossen.

Moni war Soldatin der »Montonero«-Armee. Ihr Partner gehörte zu einer Basis-einheit von Aspiranten.

Am 7. Mai beschließen mein Partner und ich, zum Haus meiner alten Herrschaften zu gehen, wo ich mich umziehen will und wir Zeit für uns haben würden. Wir kommen um 11:30 Uhr an. Als wir hineingehen, bemerken wir nichts Ungewöhnliches.

Um etwa 14:30 Uhr liest Moni, und ich ziehe mich um. Da werden die Glasscheiben der Eingangstür eingeschlagen. Ich gehe zum Esszimmer, und Moni holt die Schießseisen aus dem Versteck. Ich gehe zur Treppe und frage: »Was ist los?«, um zu erfahren, wer das ist; sie sagen, ich soll die Tür öffnen, Polizei.

Wir nehmen die Waffen, werfen eine Granate in ihre Richtung und beginnen uns zurückzuziehen. Ich gehe auf den Hof hinaus und lasse die »Montoneros« hochleben. In diesem Augenblick konzentrieren ein oder mehrere Schützen ihr Feu-

er auf uns. In geduckter Haltung versuchen wir, vor ihrem Feuer in Deckung zu gehen, was sich jedoch als unmöglich erweist, da wir die Positionen des Feindes nicht ausfindig machen können. Wir bewegen uns in Richtung Bad, wobei wir einen Durchgang passieren müssen, bei dem es keine Brüstung gibt, denn auf der Seite, wo der Feind steht, gibt es nur ein Geländer aus Metallstreben.

Als wir in das Bad kommen, sagt Moni, sie sei verwundet und lehnt sich an der Wand (hinter dem Bad). Ich kann sehen, wie sie durch die Wunde in der Brust schwächer wird und viel Blut verliert. Sie sagt, dass sie sich nicht lebend ergeben will, dass ich ihr helfen soll, sie zu töten (Aus dem Bericht des Gefährten von Moni).

In dem Artikel heißt es weiter:

Beide Genossen stellen die Revolution und die Organisation über ihr eigenes Leben. Mit ihrem Widerstand Meter um Meter, mit der Bitte, sich nicht lebendig zu ergeben, im Fall der Genossin, und die Haltung des Genossen, ihr bei Erfüllung dieser gerechten Anordnung der Organisation zu helfen.

Ihre in der täglichen Praxis bewiesene Festigkeit und Liebe zum Volk und zur Organisation lassen mich nicht an der Erfüllung dessen zweifeln, worum sie mich bittet.

Ich nehme ihre Waffe und beschließe, auf die Möglichkeit zu setzen, mich zu befreien. Dazu verlasse ich das Bad mit beiden Waffen und schieße nach vorne und nach unten, um den Feind lokalisieren zu können. Ich sehe einen unten im Flur, der wegläuft. Ich versetze ihm einen Schuss und springe auf ein rückwärtiges Dach, das zu einer Werkstatt führt. Ich komme dort heraus und merke, dass ich leicht verletzt bin. Das hindert mich daran, einfach wegzugehen. Ich beschließe, ein Auto zu requirieren. Der Kerl nimmt mich bis in die Nähe eines Ortes mit, wo sich einige unserer Genossen befinden. Ich vereinbare ein Treffen mit meinem Verantwortlichen und informiere ihn über die Lage.

Der Artikel gibt eine Einschätzung der Ereignisse ab:

Indem sie diese Entscheidungen fällen, zeigen die Genossen nicht nur ihre Liebe zum revolutionären Projekt und zur Organisation, die sie verkörpert, sondern ein tiefes und rationales Verständnis der Klasse von Feinden, denen wir gegenüberstehen. Ihre Grausamkeit und Entschlossenheit, jeden zu vernichten, der die Macht der Ausbeutung in Frage stellt, bedeutet, dass es auf dieser Reise keine Rückfahrkarte zurückgibt. Die Alternative lautet Sieg oder Tod.

Genosse N. wurde in den Rang eines Offiziers befördert und für seine herausragenden Leistungen bei der Erfüllung seiner revolutionären Pflicht ausgezeichnet. Genossin Moni bewies durch ihre Haltung gegenüber dem Feind ausreichendes politisches Verständnis und ideologische Solidität, um Vollmitglied unserer Or-

ganisation (unserer Partei) zu werden. Dieser Status wurde ihr vom Montonero-Nationalrat zur Würdigung ihres Angedenkens zuerkannt.

Die entscheidenden Fragen werden umgangen. Wie hat er sie erschossen? Warum wird es verschwiegen, obwohl doch der bewaffnete Kampf oberste Priorität hat? Und wie ergeht es dem Genossen heute, wenn er an den Moment der Erschießung seiner Freundin denkt – vorausgesetzt, er lebt noch?

Zyankali ist in Deutschland gegen Ende des verlorenen Weltkriegs 1945 ein gängiges Gift, um der befürchteten Rache der Feinde, der Vergewaltigungen, der Strafen, Degradierungen oder Schande zu entgehen. 700 Selbstmorde finden allein in dem kleinen Ort Demmin nicht weit von der heutigen polnischen Grenze statt.

Es gibt eine Photographie, die den an seinem Schreibtisch zusammengesunkenen stellvertretenden Bürgermeister von Leipzig zwei Wochen vor der Ankunft der amerikanischen Truppen zeigt. Auf einem Sofa hingestreckt eine weibliche Person. Mehr als 200 Politiker, Funktionäre und Militärs begehen Selbstmord. Das Gift ist sozusagen in aller Munde.

Die sechste Todsünde: Gleichgültigkeit Die im Kapitel über die »Montoneros« berichtete und von vielen Mitgliedern festgestellte Entfernung der Organisation vom »Volk« liegt nicht an einer Praxis, die unbeabsichtigt eine solche Entfernung fördert, sondern an einem absichtlichen Avantgarde-Konzept, das dem Leninschen Bolschewismus nahekommt. Zu ihm gehören Vorhut, ausgesuchte und ideologisch geschulte Mitglieder und die Verbindung von politischem und militärischem Kampf.

Im Fall der »Montoneros« aber kommen noch zwei weitere Elemente hinzu: der absolute Vorrang des militärischen Kampfs und die emotionale Kälte, mit der die Organisation mit einem kitschigen und schwülstigen Pathos über alles gestellt wird. Dabei sind die Menschen gleichgültig, Akteure oder Opfer der eigenen oder gegnerischen Reihen. Die Verhaltenslehre der Kälte wird in Deutschland vor der Machtergreifung des totalitären Nationalsozialismus zu einer kulturellen Richtung, die den Totalitarismus emotional fördert. (Heuer)

Bei den »Montoneros«, so haben wir bereits gesehen, gibt es einen deutlichen Unterschied zwischen dem warmherzigen Roberto Quieto, der von der Bevölkerung geschätzt, wenn nicht sogar geliebt wird, und dem verschlossenen Mario Firmenich, der Kälte in Person. Dass Quieto verschwindet und in Abwesenheit zum Tode verurteilt wird, kann dem Vertreter der Kälte nur recht sein.

Firmenich befürwortet die rationale Kälte des Politikers, wie sie bei Perón als dem Prototyp des rationalen Politikers, des Strategen, des kalten Mannes, des Mannes (sichtbar wird, WH), der Entscheidungen ohne Emotionen traf. Und an diesem Tag (dem 1. Mai 1974 auf der Plaza de Mayo, WH) war Perón nicht der kalte Stratege,

er war der emotionale Mann, und er reagierte emotional, er reagierte mit Beleidigungen, die nicht zum politischen Diskurs gehören. Das hat eine Tragödie ausgelöst. (Pigna)

Firmenich, in einer wohlhabenden Mittelklassefamilie aufgewachsen, erhält seine Ausbildung am Colegio Nacional de Buenos Aires, der traditionellsten Schule des Landes, die zahlreiche Persönlichkeiten hervorbrachte wie zwei Nobelpreisträger, viele Ärzte und Wissenschaftler, zahlreiche Kulturschaffende, darunter die Schriftsteller Juan Gelman und Alberto Manguel. Die Liste der Absolventen liest sich wie ein Who is who der argentinischen Gesellschaft. Sie enthält auch die Namen der beiden Freunde von Firmenich, Fernando Abal Medina und Carlos Ramus, beide Mitgründer der »Montoneros«. Sie werden stark von dem charismatischen Befreiungstheologen Carlos Mugica beeinflusst und kommen mit der einflussreichen Zeitschrift »Cristianismo y Revolución« in Berührung.

Christentum und Revolution zielen auf die materielle und spirituelle Emanzipation, auf eine gerechte Gesellschaft und den neuen Menschen, Firmenich steuert beides an. Doch er konzentriert sich auf Strukturveränderungen und die Verlockung der Machteroberung.

Das Ziel einer humanitären Organisation ist es, Menschen zu retten. Das Ziel einer politischen Organisation ist nicht die Rettung von Menschen, sondern die Übernahme der Macht zu den geringstmöglichen Kosten. Unter diesen Umständen wurde der Ansatz des revolutionären Krieges oder des Guerrillakrieges, wie im Fall Kubas oder des städtischen Guerrillakrieges mit zum Schluss einem Aufstand im Fall Algeriens oder des so genannten regulären oder irregulären Krieges im Vietnamkrieg, auf internationaler Ebene legitimiert. General Perón hat in seinen Schriften und in seinen Filmen diese Konzepte sehr deutlich entwickelt, das Konzept der Entwicklung des Widerstands gegen die Unterdrückung, das von der Kirche selbst legitimiert wurde, ist durch das Völkerrecht legitimiert, was in den Grundlagen des Amnestiegesetzes von '73 sehr deutlich zum Ausdruck kam. (Pigna)

Schon früher wird sein instrumentelles Denken deutlich. Die Aussage, nicht den Menschen zu retten, sondern die Macht zu übernehmen, ist nicht nur deutlich für eine diktatorische Lösung geeignet, sondern unterscheidet sich auch von einer ähnlich klingenden republikanischen Orientierung. So erklärte auch Arendt, dass es ihr nicht um das Heil des Menschen ginge, sondern um die Welt, das heißt den Raum der pluralen Freiheit und ihren Institutionen. Beiden geht es um die Welt, doch sie unterscheiden sich grundlegend darin, ob sie für die Macht im Sinn vertikaler Herrschaft oder horizontaler politischer Gleichheit eintreten.

Der führende Kader José Amorim bestätigt dies im Interview:

Persönlich kann man Firmenich eine Reihe von Eigenschaften zuschreiben: Autoritarismus, Starrheit, Arroganz, Engstirnigkeit, Pietätlosigkeit und so weiter. Aber sie kennzeichnen viele Führer, ob revolutionär oder nicht, und sie werden es auch in Zukunft tun. [...] Das Problem mit Firmenich war sein Mangel an politischen Fähigkeiten und auch sein Mangel an Verständnis für Perón, für die bedingungslose Unterstützung des Volkes für ihn, für das vom Peronismus vorgeschlagene politische Modell und für die peronistische Bewegung als revolutionäre Bewegung als Ganzes. Dieses Problem teilte er mit anderen Mitgliedern der nationalen Führung der »Montoneros«. Daraus ergab sich die Kontroverse mit Perón, das Gefühl der Demütigung über bestimmte Haltungen Peróns nach dem Massaker von Ezeiza.

Hier zeigt sich ein undialogischer, narzisstischer Charakter. Firmenich hat stets sein Inneres verborgen, sich kaum zu seiner Vergangenheit geäußert und die Mitwirkung an Biographien abgelehnt.

Deutlich wird bei allen Stellungnahmen die ausgeprägte Verbindung von Autoritarismus und Gewalt, die Neigung zu diktatorischen Handlungsweisen, die nicht kommunikativ und frei von Gewalt sind, sondern gewalttätig, nicht an dialogischer Machtbildung interessiert sind, sondern an stummer Durchführung. So fördert die Führung die Bürokratisierung der Bewegung und entfesselt Gewalt als Selbstzweck. Mao hat den langandauernden Volkskrieg als Schule der Bewusstwerdung und Revolutionierung der lokalen Bevölkerung in China verstanden. Das klang nach einem emanzipatorischen Prozess der Selbsterkenntnis, der von der Avantgarde ermöglicht und angeleitet wurde. Man denke an Paulo Freires Alphabetisierungskampagne mit gesellschaftskritischen Inhalten in Brasilien.

Doch im Fall der »Montoneros« treffen wir auf einen gegenteiligen Prozess. Er ist keineswegs emanzipatorisch, sondern unterliegt der physischen und psychischen Kontrolle der sich Avantgarde nennenden Clique. Ihr Weg führt zur Diktatur. Claudia Hilb hat in »Silencio, Cuba« deutlich den Weg Kubas von der Machteroberung zur Diktatur als gewaltsame Herstellung der Gleichheit unter Führung der Machthaber beschrieben. Ganz anders die von Fred Dewey als »Schule des öffentlichen Lebens« bezeichnete demokratische Alternative, die auf der Praxis einer zivilgesellschaftlichen Partizipation und Erfahrung des gemeinschaftlichen Handelns und Urteilens beruht. Die Schule des Kriegs im Fall Argentinien ist das genaue Gegenteil. Sie beruht auf nichts weniger denn Diskurs als Gehorsam, Dissens als Verrat, Politik als Gewalt, Emanzipation als Selbstkritik und Urteilen als logisches Schlussfolgern.

Bei den »Montoneros« wurde nicht nur aus politischen Gründen gemordet, sondern auch zur Mobilisierung der Mitglieder. Die Ermordung des Vertrauten Peróns, Rucci, 1973, des konservativen peronistischen Gewerkschaftsführers »war etwas, das wir brauchten«, sagte ein »Montonero« einige Zeit später gegenüber dem Journalisten Pablo Giussani. »Unsere Leute haben sich in den Büros verschanzt. Bisweilen

war es notwendig, sie vor dieser Gefahr zu bewahren, indem man zu militärischen Aktionen zurückkehrte.« Es handelt sich um eine Art revolutionärer Selbsttherapie mit Schlachtopfer.

Bei alledem bleibt Firmenich der unbestrittene Führer.

Deutlich wird die Kälte in einem Interview, das Gabriel García Márquez 1977 mit Firmenich führt, im Jahr des beginnenden freien Falls der »Montoneros« mit zahlreichen Opfern. Für García Márquez erscheint Firmenich wie eine riesige Katze: »Intensive Augen, ein leichtes Lachen, mit harten, klaffenden Zähnen, Koteletten mit rotem, buschigem Haar und Schnurrbarthaaren, die genauso gut falsch sein könnten«. Die Prognose des Untergangs der »Montoneros« lässt Firmenich kalt. Er kann klare politische Analysen vornehmen,

doch trotz dieser politischen Klarheit kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass ich vor allem mit einem Mann des Krieges spreche – in der Tat hat Mario Firmenich, der 1948 in Buenos Aires geboren wurde, in seinem Leben nur wenig Zeit für etwas anderes als den Krieg gehabt, dass seine Ausbildung und Erfahrung vor allem kriegerischer Natur sind; mehr noch, dass den »Montoneros« meiner Meinung nach die Fähigkeit fehlt, mit politischen Optionen umzugehen, dass sie nur den militärischen Aspekt des Problems im Kopf haben und dass die militärische Lösung meiner Meinung nach die letzte und riskanteste Alternative ist, die ihnen bleibt.

Diese Gleichgültigkeit gegenüber der Person charakterisiert auch sein TV-Interview mit dem Journalisten Neustadt. Er vermittelt den Eindruck, dass Firmenich die Haltung der Gleichgültigkeit zur Grundlage seines Handelns mache. »Wir haben ihn (den entführten Aramburu) respektiert und sogar öffentlich für ihn gebetet. Und da habe ich auch gelernt, dass man den Feind nicht hassen soll.« Der Feind ist aber gar kein Mensch, sondern eine Funktion. Da gibt es auch keine Schuldfrage zu beantworten, denn das Verbrechen haben nicht die »Montoneros« verübt, sondern hat das Volk mit seinem freien Willen begangen, von der Avantgarde vertreten, wie Firmenich in demselben TV-Interview erklärt.

Zu alledem schweigt er, denn sonst würden die Medien über ihn herfallen, erklärt er. Als Maria O'Donnell ihn 2020 interviewt, während sie ihr Buch über Aramburu schreibt, erklärt er: »Journalisten, die zu meinem Ausschluss funktional sind, behandeln 'Firmenich' als »eine historische Figur«, das heißt, als jemanden, der nicht mehr lebt. Jemanden, der begraben ist. Jemand, der in der Zukunft der Geschichte nicht existieren sollte. Dabei gibt es mehrere Versuche, eine Biographie Firmenichs zu schreiben. Doch vergeblich. Nicht nur die Zeitzeugen schweigen, sondern auch Firmenich. Die Autoren der einzigen, umfangreichen Biographie, Waisberg und Celesia, vermuten, dass noch alte Rechnungen zu begleichen sind

oder ehemalige »Montoneros« vorerst schweigen, weil sie nach Wiedereinführung der Demokratie höhere politische Posten bekleiden.

Die siebte Todsünde: Triumphalismus Selten gebraucht man das Wort Triumphalismus für die öffentlich geäußerte Begeisterung über eine Überlegenheit, mag es sich um das Christentum, die Menschenrechte, um den »Westen« oder um eine militärische Überlegenheit handeln. In jedem Fall hält man sich für überlegen und siegreich und zeigt dies öffentlich an und genießt und demonstriert es.

Der Triumph überragt Fehler, die gemacht wurden und die man als nebensächlich zugeben und zugleich abtun kann. Firmenich gibt zu, dass es ein Fehler war, bereits unter demokratischen Bedingungen in den Untergrund gegangen zu sein. Ein Fehler war es auch, Rucci zu ermorden. Der zeitweilig starke Zulauf zu den »Montoneros« hat die Illusion genährt, dass dies die Folge einer richtigen Strategie sei. Mit einer nüchternen Betrachtung erscheint Ruccis Ermordung als ein Fehler: »Wir dachten, dass wir unter besseren Bedingungen verhandeln könnten, wenn wir dem alten Mann (Perón, WH) eine Leiche auf den Tisch legen würden, und die Geschichte hat uns gezeigt, dass dem nicht so war. Es war die falsche politische Entscheidung«. 2004 bestätigte er in der Zeitschrift »Noticias« seine Äußerungen: »Ja, aus unserer Sicht war die Tötung Ruccis ein politischer Fehler, wie der ganze Bürgerkrieg, den Argentinien durchlebt hat.« (Caparrós) Parallel zu dieser Selbstkritik sagte Miguel Bonasso 1997 auf einer Pressekonferenz: »Statt Rucci zu töten, hätten wir López Rega töten sollen.«

Weitere Probleme sind der Zentralismus innerhalb der »Montoneros« und die Führung unter Kontrolle von Firmenich. »Unter normalen republikanischen Bedingungen«, erklärt Firmenichs Biograph Celesia, »hätte er ein Offizier sein können, denn seine Berufung und seine Tugenden für den Krieg sind unbestreitbar«. Hinzu kommt seine Führerfähigkeit. Celesia erklärt dies mit der Erkenntnis, dass, »um ein Leader zu sein, man erst einmal entschlossen sein muss, ein Leader zu sein, und Firmenich wollte ein Leader sein«.

Hinzu kommt seine Intelligenz. Als er als Schüler den viel beachteten Aufsatz verfasst »Frieden ist möglich«, wird er als »Vorbild« für Kinder seines Alters empfohlen. Sein Vater lobt später seine überaus große Verteilungsgerechtigkeit. Die Begegnung mit christlichen und politischen Bewegungen üben einen stark moralischen Impuls aus.

All dies bewahrt aber nicht vor Irrtümern. Kritik wird von Firmenich abgelehnt, die Avantgarde begeht keine Fehler. Dezentralisierung wird abgelehnt. Die Forderungen von Gelman und Galimberti nach mehr politischem anstelle von militärischem Handeln werden abgelehnt. Abgelehnt wird auch die Forderung nach einem offenen Parteitag. Im Gegenteil wird er noch ausdrücklich verboten. Und wer sich nicht opfert, wird zum Tode verurteilt. Dezentralität und Beteiligung sind überflüssig, weil doch alles so gut läuft. Triumphalismus.

Dass im letzten Quartal 1976 innerhalb von zwei Tagen etwa 50 »Montonero«-Kämpfer getötet wurden, erschüttert die Führung nicht. Walsh, der nicht nur ein glänzender Journalist und Analytiker ist, sondern auch ein politisch denkender Genosse, kritisiert die Blindheit, mit der im Jahr 1975 500 militärische Aktionen verübt werden. In einem Brief an die Führung fordert er tief enttäuscht zwei Kurswechsel:

In dem Ratsdokument wird der Militarismus kritisiert, aber in militaristischen Begriffen. Das ganze Dokument ist wie eine Art Strategie im Sandkasten, und unsere Wirklichkeit hat mit diesem Ansatz nichts zu tun. Um Politik zu machen, muss man zunächst in politischen Begriffen denken und diese einfach und klar formulieren.

Triumphalismus: Trotz der Schläge, die wir einstecken mussten, und der Berichtigungen des Dokuments, bleiben wir triumphierend. Wir sind davon überzeugt, dass die Pläne des Feindes völlig gescheitert sind, und wir unterschätzen ihn weiterhin. Das ist sehr bedenklich, und wir glauben, dass dies im Wesentlichen auf ein mangelndes Verständnis unserer eigenen Geschichte zurückzuführen ist. Wir versuchen, es zu veranschaulichen: Wenn wir nicht über die Gründe für unser spektakuläres Wachstum und unsere Repräsentativität in der Bevölkerung in den Jahren 1970 bis 1974 nachdenken, kommen wir zu dem Schluss, dass dies nicht darauf zurückzuführen ist, dass wir richtig gehandelt haben, und zwar mit Vorschlägen, die vom Volk akzeptiert und angenommen wurden, sondern weil wir Genies sind, und wenn wir Genies sind, dann ist es nebensächlich, ob wir es richtig oder falsch machen. Was immer wir tun, wird richtig,

schreibt Walsh sarkastisch und kritisiert

maßloses Streben nach Macht. Wir tun alles und wir denken groß. Unser Kampf ist ein Krieg. Unsere Propaganda muss vier Millionen erreichen. Obwohl wir den Militarismus kritisieren, scheint das ganze Dokument wie eine Anleitung dafür zu sein, wie eine Armee die Umzingelung einer anderen durchbrechen und sie dann besiegen kann. Wir müssen bescheidener sein. Wir müssen uns gemeinsam mit dem Volk gegen die Diktatur wehren. Wir brauchen eine Menge Propaganda. Wir müssen uns im Kampf organisieren, ohne Größenwahn und in langen Zeiträumen zu denken. Dies ist die Zusammenfassung unserer allgemeinen Ansichten. Zusammengefasst haben sie sich militärisch und auch politisch weiterentwickelt. Wir machen in beiden Bereichen Rückschritte. Und das liegt daran, dass es ohne Politik nicht möglich war, vorwärtszukommen. Wir müssen das zugeben, auch wenn es weh tut.

Galimberti bricht zwei Jahre später im Februar 1979 endgültig mit den »Montoneros«, zusammen mit Juan Gelman, Patricia Bullrich, Pablo und Miguel Fernández Long und anderen Anführern. Zu dieser Zeit ist die Führung der »Montoneros«, Mario Firmenich, Roberto Perdía und Fernando Vaca Narvaja, in Kuba untergetaucht.

Von dort aus beschuldigen sie die Dissidenten des »Verrats«, fordern die Einsetzung eines »Revolutionstribunals« und verlangen »die härteste Strafe«, das heißt Galimberti zu erschießen, wo immer er gefunden wird. Das Urteil aber wird nie vollstreckt.

Walsh fährt in seiner Kritik fort und entwickelt eine »Hypothese des Widerstands«, die auf zwei grundlegenden Grundsätzen beruht: »Dem Verzicht auf individuellen Terror, der »die eigenen Kräfte mehr desorganisiert als die des Feindes« (Lenin)«, und dem Entschluss, »keine wahllosen Militäraktionen durchzuführen, die uns daran hindern, in den Reihen des Feindes politisch zu wirken, oder uns die Grundlage der Menschenrechte nehmen.«

Damit sind Aktionen wie das Attentat auf den Speisesaal der Bundespolizeidirektion gemeint, der am 2. Juli 1976 bei einer Operation, an deren Vorbereitung Rodolfo Walsh beteiligt war, in die Luft gesprengt wurde: 23 Menschen wurden getötet.

»Nach dem Putsch haben wir einen Fehler gemacht,« so Walsh, »denn anstatt Politik zu machen und mit allen Kräften zu sprechen, haben wir beschlossen, dass die Hauptwaffen der Konfrontation das Militär sind.« Dabei ist der Kampf auf der rein militärischen Ebene verloren, umso dringender sind politische Schritte. Das aber sehen Firmenich und seine Kollegen überhaupt nicht so. In ihrem Triumphalismus glauben sie, dass den Militärs in Wirklichkeit die Kraft für ihre Offensive ausging und dass sie sich deshalb auf einen Gegenangriff vorbereiten sollten, der ihnen die endgültige Machtübernahme ermöglichen würde.

Realistisch gesehen sollten die Angriffe auf Personen und Terrorakte eingestellt werden »Eine Hundertschaft von Offizieren, die über das ganze Gebiet verteilt sind, reicht aus, um den Widerstand zu unterstützen, wenn er über ausreichende Mittel in Form von Geld, Dokumentation, Propaganda und Sprengstoff verfügt.«

Parallel dazu plädiert Walsh dafür, den Militärs den Frieden anzubieten, indem man die militärische Niederlage eingesteht, aber mit der »Anerkennung der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und der Gültigkeit ihrer Prinzipien unter internationaler Kontrolle durch beide Seiten« und der gegenseitigen Verpflichtung, dass »die Zukunft des Landes mit demokratischen Mitteln gelöst werden muss«, den Weg zu einem Frieden einschlägt.

Es sind die letzten Monate vor seinem gewaltsamen Tod, in denen Walsh an alternativen Wegen arbeitet. Als die »Montonero«-Führung in Verkennung der Kräfteverhältnisse die Gegenoffensive organisiert, deren katastrophaler Untergang abzusehen ist, schreibt Juan Gelman am 12. März 1979 an den Obersten Rat der »Peronistischen Montonero-Bewegung« in Gestalt von Rodolfo Puiggrós:

»Diese Führung der PM (»Partido Montonero«, WH) [...] hat eine Strategie und Taktik für die Gegenoffensive ausgearbeitet, die zum totalen Selbstmord der »Montoneros« führt [...] Sie besteht auf einem militaristischen Foquismo außerhalb der Massen. [...] Was die Führung der so genannten PM versucht, ist, in den Kampf der Apparate zurückzufallen, der zum Tod von Tausenden unserer Genossen und zur

Verringerung unseres politischen Raums innerhalb der Massen geführt hat.« Gelman kritisiert, dass militärische Ränge von oben herab bestimmt werden und kein internes demokratisches Leben existiere. Schließlich beklagt er, als »Deserteur« bezeichnet und damit nach den Regeln der Montoneros zum Tod durch Erschießen verurteilt zu werden.

Die Kritisierten, Überlebenden schweigen. Nur ganz vereinzelt erhebt sich eine unverzagte triumphalistische Stimme: »Zweifellos ist die »Montonero«-Bewegung mit all ihren Erfolgen und Fehlern eine der großen Heldentaten, die unser Volk oder zumindest Teile des Peronismus vollbracht hat.«¹

Zum kurzen Ende Die Fehler zusammen genommen führen zu einem Psychogramm des Guerilleros als eines »Manns des Krieges«, umgeben von »Montoneros«, denen »meiner Meinung nach die Fähigkeit fehlt, mit politischen Optionen umzugehen, weil sie nur den militärischen Aspekt des Problems im Kopf haben«, erklärt García Márquez. In dieser Welt wird Diskurs als Gehorsam, Dissens als Verrat, Politik als Gewalt, Emanzipation als Selbstkritik und Urteilen als logisches Schlussfolgern verstanden.

Der Atem der Gewalt weht als kulturelles Erbe von den Caudillos und Gauchos herüber, von wo der Weg der Guerrilla bis zur Sackgasse der Diktatur führt. Aber nichts ist in der Politik zwangsläufig. Die Guerrilla ist vernichtet, das Militär doppelt diskreditiert. Nun bietet sich die Demokratie an mit den Möglichkeiten der politischen Partizipation und des Sozialstaats, der Rechtsgleichheit und der Gerechtigkeit, des Republikanismus. Doch steht eine demokratische Zukunft unter der Last der alten Strukturen und Verhaltensweisen. Diese Last wiegt schwer. Der Sonderberichterstatter der UNO rügt in seinem Bericht 2018 die eklatante Verletzung der Menschenrechte, vor allem bei den Haftbedingungen in den Gefängnissen, mit verbreiteter Gewalt, Misshandlungen jeglicher Art und einer offensichtlichen Kultur der Straflosigkeit unter den Sicherheitskräften.²

Doch gibt es das Engagement der zivilgesellschaftlichen Organisationen, die um die Last der Vergangenheit wissen und bereits zur Zeit der Diktatur ihre Macht der Gewalt entgegengesetzt haben. Nicht so sehr die theoretischen Erkenntnisse als mehr die mutigen, gemeinsamen Handlungen weisen den Weg zu einer neuen Praxis.

Was bleibt? Juan Gelman hat seinen Genossen widersprochen und den Militärs, die seinen Sohn und seine Schwiegertochter ermordeten, seine Enkelin aber zur

1 Mariano Pacheco, Montoneros: 5 hipótesis, 50 años después, in Lobo Suelto, 2020.

2 Sonderberichterstatter der Vereinten Nationen über Folter und andere grausame, unmenschliche oder erniedrigende Behandlung oder Strafe, Nils Melzer, 2018. – <https://www.ohchr.org/es/statements/2018/04/preliminary-observations-and-recommendations?LangID=S&NewsID=22974>.

Welt kommen ließen und zur Adoption fortgaben. Gelman hat poetisch gesprochen, um die Kraft zum Weiterleben zu gewinnen. Er antwortet dem berühmten Carlos Gardel, der 50 Jahre zuvor in seinem bekannten Tango »Mein geliebtes Buenos Aires« Friede einkehren ließ:

Mi Buenos Aires querido /
 Cuando yo te vuelva a ver /
 No habrás más pena ni olvido

Mein geliebtes Buenos Aires /
 Wenn ich Dich bald wieder sehe /
 wirst Du nicht mehr Kummer und Vergessen leiden.

Gelman dagegen lebt in einer friedlosen Zeit, kann weder gehen noch bleiben und nicht ruhen, sondern bedarf der Kraft zu Widerstand und zivilem Ungehorsam:

Mi querido Buenos Aires
 Sentado al borde de una silla desfondada, /
 mareado, enfermo, casi vivo, /
 escribo versos previamente llorados /
 por la ciudad donde nací. /
 Hay que atraparlos, también aquí /
 nacieron hijos dulces míos /
 que entre tanto castigo te endulzan bellamente. /
 Hay que aprender a resistir. /
 Ni a irse ni a quedarse, /
 a resistir, /
 aunque es seguro /
 que habrá más penas y olvido.

Mein geliebtes Buenos Aires
 Auf dem Rand eines durchgesessenen Stuhls sitzend, /
 schwindlig, krank, kaum lebend, /
 schreibe ich Verse, zuvor beweint, /
 über die Stadt, in der ich geboren. /
 Man muss sie einfangen, auch hier /
 wurden meine süßen Kinder geboren, /
 die dich trotz aller Strafe wunderschön versüßen. /
 Man muss zu widerstehen lernen. /
 Weder zu gehen noch zu bleiben, zu widerstehen, /
 obwohl es sicher ist, /
 dass es mehr Kummer und Vergessen geben wird.